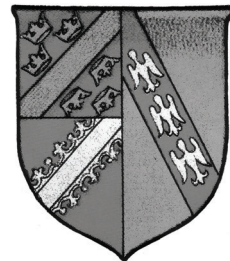


Der Westen



Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 3/4 2023 70. Jahrgang

www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de



Junge Frauen in elsässischer Tracht (historisches Postkartenmotiv um 1915)

Inhalt

Einladung zur Mitgliederversammlung Schließung der Straßburger Außenstelle des Goethe-Instituts	.....2	Buchbesprechungen: Richard Weiss: Wenn ich einmal groß bin, werde ich zweisprachig sein!	.....5
Artikel im „Lothringer Blättel“ über das Sterben des Deutschen	.....3	Jürgen Dettmann: Die Vertonungen der Werke von Friedrich Lienhard (1865–1929)	.....12
Regionalsprachen und nicht-territoriale Sprachen in Frankreich	.....4	Impressum	.....15
		Hinüber und herüber	.....16

Einladung zur Mitgliederversammlung

Der Vorstand der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V. lädt alle Mitglieder herzlich zur nächsten Mitgliederversammlung ein. Sie findet am Samstag, dem 1. Juni 2024, um 14.30 Uhr im Hotel mit Restaurant am Bismarckturm in Erfurt (Am Tannenwäldchen 28, 99096 Erfurt) statt. Da die Amtszeit des Vorstandes abgelaufen ist und ein neuer Vorstand gewählt werden muß, ist zahlreiches Erscheinen sehr erwünscht. Der Vorstand würde sich darüber sehr freuen.

Alle, die beabsichtigen, an der Mitgliederversammlung teilzunehmen, bitte ich dringend, sich bei mir vor dem 30. April 2024 anzumelden, nach Möglichkeit auf elektronischem Wege (rudolfbenl@online.de). Auch auf brieflichem Wege ist Anmeldung möglich: Dr. Rudolf Benl,

Gustav-Freytag-Straße 10 b, 99096 Erfurt. Bitte nicht anrufen!

Tagesordnung

der Mitgliederversammlung der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.

am 1. Juni 2024 um 14.30 Uhr in Erfurt, Restaurant am Bismarckturm, Am Tannenwäldchen 28, 99096 Erfurt

TOP 1: Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden mit Feststellung der ordnungsgemäßen Ladung, Feststellung der Beschlußfähigkeit, Feststellung der Tagesordnung

TOP 2: Bestimmung eines Protokollführers

TOP 3: Genehmigung der Niederschrift vom 5. Juni 2021

TOP 4: Rechenschaftsbericht des Vorstands durch den 1. Vorsitzenden
TOP 5: Kassenbericht 2021 bis 2023 und Bericht der Kassenprüfer
TOP 6: Aussprache/Entlastung des Vorstands
TOP 7: Wahl eines Wahlleiters
TOP 8: Kandidatenaufstellung und Wahl eines neuen Vorstands
TOP 9: Wahl der Kassenprüfer
TOP 10: Planung für die kommenden Jahre
TOP 11: Sonstiges.

Im Anschluß an die Mitgliederversammlung wird ein Vortrag über die Lage an den westlichen Rändern des alten deutschen Sprachgebietes (Eupen, Luxemburg, Lothringen) gehalten werden.

Dr. Rudolf Benl
1. Vorsitzender

Schließung der Straßburger Außenstelle des Goethe-Instituts

Das Goethe-Institut Straßburg war schon seit langem aufgehoben worden und hatte seine Tätigkeit nach Nancy verlegt, wo es mit dem dortigen Goethe-Institut vereinigt wurde. Es war dies eine Folge des Mißtrauens der französischen Behörden und des Mangels an Interesse von seiten der elsässischen Behörden an diesem Werkzeug der Förderung der deutschen Sprache im Elsaß, wie sich die Zeitschrift „Land un Sproch“ der René Schickele Gesellschaft ausdrückt. In Straßburg war nur eine Außenstelle verblieben. Diese war groteskerweise im Institut Culturel Italien untergekommen. Ein Kommentar erübrigt sich.

Nun ist auch diese Außenstelle geschlossen worden.

Richard Weiss, der Präsident der Vereinigung „Culture et Bilinguisme – René Schickele Gesellschaft“, hat sich deshalb an Brigitte Klinkert, frühere Vorsitzende des Departementalrates des Oberelsaß und Kopräsidentin des französisch-deutschen parlamentarischen Büros der Nationalversammlung, gewandt. Er schrieb unter anderem: „Wir freuen uns, daß Sie gegen die Aufhebung des Goethe-Instituts in Straßburg prote-

tiert haben. Leider sind diese Proteste – Sie wissen es gut – angesichts finanzieller Zwänge unwirksam. Zudem versteht man gut, daß das Goethe-Institut seine Bemühungen auf Länder bündelt, wo sich ein wirkliches Interesse an deutscher Sprache und Kultur zeigt, was in Frankreich nicht der Fall ist.

Wenn wir die Dinge ändern wollen, muß man zeigen, daß mindestens in Straßburg und im Elsaß der wirkliche Wunsch besteht, die deutsche Sprache und die deutsche Kultur zu stärken. Man muß sich also dazu entschlossen zeigen, diesen Einsatz in die Tat umzusetzen. Als das Institut Français in Karlsruhe seine Pforten schließen mußte, haben sich die Bewohner dieser Stadt entschlossen, die Aufrechterhaltung abzusichern, indem sie sich dafür einsetzen, ihm die nötige finanzielle Unterstützung zukommen zu lassen. Sie errichteten eine Stiftung, um das Centre Culturel Français in Karlsruhe, die Fortsetzung des Institut Français, zu finanzieren, das nun von der Stadt, dem Land und anderen Einrichtungen finanziert wird.

Machen wir das gleiche – nicht um in Straßburg eine Außenstelle, wie

das bis jetzt der Fall war, sondern ein Goethe-Institut in voller Ausübung zu bekommen, und machen wir einen Vorschlag, wie die notwendige Mitfinanzierung beigesteuert werden könnte! Wenn die Stadt Straßburg, die Collectivité européenne d’Alsace, die Region Grand-Est und die DRAC Grand Est sich verpflichten, jeweils einen jährlichen Beitrag von 100 000 Euro zum Wirken einer Niederlassung des Goethe-Instituts beizutragen, wird sich Deutschland nicht weigern können, ebensoviel zu tun und eine solche Niederlassung in Straßburg einzurichten.

Frau Abgeordnete, beschränken Sie sich nicht darauf zu protestieren! Unterbreiten Sie diesen Vorschlag den betroffenen Körperschaften! Zeigen Sie, daß man im Elsaß entschlossen ist, tatkräftig die Unterstützung der Frage der deutschen Sprache und der deutschen Kultur in unserer Region in die Hand zu nehmen!“

Im folgenden äußert Weiss Vorschläge, die auf die Förderung einer grenzüberschreitenden Zweisprachigkeit abzielen.

(Quelle: Land un Sproch Nr. 228 vom Dezember 2023)

Artikel im „Lothringer Blättel“ über das Sterben des Deutschen

In der Ausgabe des „Lothringer Blättels“ vom Herbst 2023 (Nr. 9), des Mitteilungsblattes von „Schick‘ Lothringen“, der lothringischen Sektion der René-Schickele-Gesellschaft, war ein Text eines in Homburg lebenden offensichtlich bereits betagten Mannes – der Name war nicht genannt, lediglich am Ende der Text mit dem Kürzel „V V“ einem anonymen Schreiber zugeordnet – veröffentlicht, der sich aufgrund jahrzehntelanger Erfahrungen – wohl leider sehr wirklichkeitsnah – über das Schicksal der deutschen Sprache in Deutsch-Lothringen und deren Zukunftsaussichten einschließlich ihrer mundartlichen Varianten äußerte. Man kann nur hoffen, daß der Verfasser doch allzu schwarz sehe. Im folgenden soll der Text in deutscher Sprache wiedergegeben werden.

In der Lokalpresse wird manchmal die Frage nach dem Schicksal des örtlichen Dialekts gestellt. Sich die Frage nach seiner Zukunft noch einmal zu stellen kommt dem Einrennen offener Türen gleich ... Jeder weiß, daß sein Los, seit 1945 auf immerdar besiegelt, sich in einer Chronik eines angekündigten Todes zusammenfassen läßt. Offensichtlich ist an dieser Stelle nicht der Ort, die ganze, allzu lange Geschichte der allmählichen und unausweichlichen Erosion eines Idioms nachzuzeichnen, das von nun an auf das Minimum zurückgeführt bleibt.

Ich stamme aus jener Nachkriegsgeneration, die auf die Schule gekommen ist, ohne auch nur ein einziges verräterisches Wörtchen der offiziellen Sprache zu kennen. Auf der Straße und in der Familie herrschte das „Ditsch“. Man wollte damals zunächst durch Überredung, dann durch Zwang die alleinige Verwendung des Französischen aufdrücken. Das lothringische Deutsch, das das gleiche Los erleiden sollte, welches seit der Revolution die anderen „Sprechweisen und Dialekte“ Frankreichs erlitten hatten, nämlich die Ausreißung, wurde zu doppelter Strafe verurteilt. Denn dieses Deutsch hatte im Gegensatz zu den anderen Regionalsprachen darüber hinaus das Unrecht, die Sprache des Feindes zu sein, den man eben

zermalmt hatte.

Man mußte also um jeden Preis den Phönix daran hindern, aus der Asche wiederzuentstehen. Seitdem verkümmert unsere Muttersprache unter den Schlägen der zusammengeschlossenen Rüssel der Verwaltungen, der Medien, der Falschdarstellungen der Geschichte und schließlich der schrankenlosen Globalisierung, nicht zu vergessen das Verschwinden der letzten Sprecher ... Die Erscheinung entwickelte sich sehr rasch in den Städten, die vom Lande nachgeahmt wurden, das darauf bedacht war, sich nicht durch eine Sprechweise abseits zu stellen, die auf die Stufe einer entarteten Sprache, gerade gut genug für die Rüpel, herabgedrückt war.

Aber konnte man dann nicht einem Wiederaufleben beiwohnen? In den 70er Jahren entwickelten sich zwei Bewegungen. Ganz zu Beginn sah man waschechte Intellektuelle sich der örtlichen Sprache bemächtigen in der Absicht, deren Wappenschild zu vergolden: eine edle Mission. Ihnen sei dafür gedankt, daß sie insbesondere die großen Alten (Pinck, Bacher) haben neu entdecken lassen. Um ihre Mission annehmbar zu machen, umgaben sie sie mit dem Strahlenkranz der sakrosankten Aura der „Culture“. Doch diese neue Kultur, die man volkstümlich machen wollte, war tatsächlich der Intelligenza vorbehalten,

von der sie gepredigt wurde. Sie ging Hand in Hand mit sehr gelehrten sprachwissenschaftlichen Forschungen, die eine Besonderheit gewisser kämpferischer Zirkel dieses Bereichs waren. Man muß anerkennen, daß diese Leute in den Furchen, die hervorragende Sprachwissenschaftler wie Marthe Philipp, deren Schaffen großartig ist, gezogen hatten, ein erzieherisches Werk geleistet haben, das uns begeisternde Sachen entdecken ließ, von den Lautverschiebungen über das Mittelhochdeutsche bis zum „francique“.

Eine andere Erscheinung traf in der Begleitung der ersteren ein, die Einführung des Wortes „Platt“! „Parler Platt“ wurde „chic“, gemäß einem berühmten Slogan dieser Zeit, indem man das alte Sprichwort, welches das Gegenteil besagte „parler français est chic“, umdrehte ...

Die Einführung dieses Begriffs ist ein sprachlicher Betrug, zu unserem Land überhaupt nicht passend, bezeichnet er doch ursprünglich die Mundarten des Niederdeutschen in Norddeutschland. Diese Vokabel zu gebrauchen ist ebenso unangemessen wie das berüchtigte „francique“. Das Wort „Platt“, vor den 70er Jahren nicht dazu gebraucht, unsere Sprache zu bezeichnen, wucherte rasch, von einem Marketing getragen, das im Kohleabbaugebiet übernommen

Mitgliedsbeitrag

Die Mitglieder der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung werden gebeten, den **Jahresbeitrag für 2024** in Höhe von 20 EUR im Laufe der ersten Monate des Jahres 2024 auf das Konto der „Gesellschaft“ bei der Sparkasse Mittelthüringen (IBAN DE84 8205 1000 0163 0748 28; BIC: HELADEF1WEM) zu überweisen, soweit das nicht schon geschehen ist.
Bitte kein Bargeld und keine Schecks zusenden!

Wer den Beitrag für 2023 noch nicht entrichtet hat, möge das bitte nachholen.
Wer für im Jahre 2023 getätigte geldliche Zuwendungen eine Bestätigung benötigt und eine solche noch nicht erhalten hat, möge sich bitte an die Geschäftsstelle wenden, am besten auf elektronischem Wege:
rudolfbenl@online.de

Da sich die finanzielle Lage der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung e. V. deutlich verschlechtert hat, ergeht vom Vorstand an alle Mitglieder und Freunde die Bitte, die Gesellschaft durch Spenden zu unterstützen.

und ausgefeilt wurde. Unsere Eltern, unsere Großeltern und alle unserer Ahnen sprachen Ditsch. Sie hätten sich vor Lachen gebogen, wenn sie die Wörter „Platt“ und „francique“ gehört hätten ... Käme irgendwer auf den Gedanken, Audun-le-Tiche [Deutsch-Oth] „Audun-le-Platt“ oder die Nied allemande „Nied francique“ zu nennen?

Die Begriffe „Platt“ und „francique“ hatten den „Vorteil“, einen für gewisse Leute unermeßlichen, unsere Sprache von dem Eigenschaftswort „deutsch“ zu entlasten, sie politisch korrekt zu machen, „salonfähig“ ... Uff, welche Erleichterung! Man mußte nicht mehr das geächtete Eigenschaftswort „deutsch“ verwenden, denn, so versuchte man uns verstehen zu lassen: wir hatten niemals deutsch gesprochen, sondern ein davon unterschiedenes Idiom. Noch besser: die Matrizen francique sollte das Standarddeutsch erst hervorgebracht haben ... Und dann hatte es doch gleich ein ganz anderes Gebaren, wenn man sich auf „francique“ ausdrückte, als wenn man es auf deutsch tat, nicht wahr? ... Um diese Sprechweise noch weiter zu adeln, gehörte es zum guten Ton zu sagen, daß es die Sprache von Chlodwig und – unübertreffliches Argument – von Karl dem Großen in Person gewesen sei! (In Wirklichkeit weiß man darüber gar nichts.) Bemerken wir bei dieser Gelegenheit im Vorübergehen, daß wir der Verbreitung des Wortes „thiois“ entgangen sind. O, um wieviel vornehmer noch als „francique“, aber glücklicherweise in den Schubladen der Sprachwissenschaft verschwunden!

Im folgenden Zeitabschnitt wurden die wohlbekanntesten Festivals organisiert, die dazu gedacht waren, die Praxis des Ditsch wiederzubeleben. Das Dialekttheater entwickelte

sich. Auf der Bühne drückt man sich auf Ditsch aus, und im Saal macht man dazu französische Bemerkungen ... Gleichzeitig erschienen unzählige lexikalische Veröffentlichungen, ernsthafte und gelehrte sprachwissenschaftliche Abrisse, Kochbücher usw. So sympathisch und interessant solche eher kulturellen als bürgerverhafteten Betätigungen auch gewesen sein mögen, sie hatten dennoch nicht den mindesten Einfluß auf die Verbreitung und die Wiedergeburt des lothringischen Deutsch, nicht mehr als die hier weiter oben schon angesprochenen Verhaltensweisen. Sie kamen nur einem untereinander abgeschlossenen Kreis überzeugter aficionados zugute. All diese lobenswerten Bemühungen, die aber bereits in die Abteilung des Musealen gehörten, waren zu nichts dienlich ... Deutsch hat die Straße und den Alltag der Leute nicht zurückerobert.

Also laßt uns vom letzten goldenen Zeitalter dieser Sprache träumen, von der Periode zwischen 1871 und 1918, der Zeit, in der Ditsch auf der Straße herrschte und Hochdeutsch in der Schule und in der Verwaltung und somit eine vollkommene Symbiose gemäß dem Abbild dessen darstellten, was in unseren Zeiten in allen deutschen Bundesländern und in den deutschsprachigen Ländern zu beobachten ist! Man muß nur die Briefe herauskramen und lesen, die unsere Großeltern damals zu Papier brachten, um festzustellen, mit welcher Klarheit und Leichtigkeit sie sich die amtliche Sprache zu eigen gemacht hatten, die ja in der Tat die ihre war.

Wir haben den Zug verpaßt, denn unsere Region hätte auf die Zweisprachigkeit setzen müssen, vor allem nach 1945, da doch der Dialekt der Grundstock ist, auf dem man un schwer den Unterricht in Hochdeutsch

hätte aufbauen können. Vermag man sich die günstigen Rückwirkungen auf den derzeitigen innereuropäischen Austausch vorzustellen? Eine gleichermaßen deutsch und französisch sprechende Region! Leider schmeckte diese Aussicht dem jakobinischen Staat nicht, und er verschmäht sie noch jetzt ... Bei dieser Gelegenheit: Haben wir nicht in den jüngsten Tagen – gottvolle Überraschung! – den Präsidenten der Republik sich als Schützer der Regionalsprachen aufspielen sehen, vom Bretonischen bis zum Polynesischen, wobei er allerdings – war es ein Versehen? – die germanischen Sprachen ausließ. Kein Wort übers Flämische, übers Elsässerditsch und noch weniger übers lothringische Ditsch – eine läßliche Sünde, wird man mir sagen.

Man muß sich klarmachen: Wenn eine Sprache nicht mehr in der Familie gesprochen wird, unter Freunden, auf der Straße und bei der Arbeit, wenn sie nicht mehr das ursprüngliche Band ist, das den Leuten das Gefühl gibt, daheim zu sein, ist diese Sprache tot. Um so mehr, als die Zeitstimmung ohnehin auf Uniformierung ausgeht: Die Jugend will sich schlichtweg nicht mehr auf Ditsch ausdrücken, und der ganze Rest ist nicht mehr als Folklore und Literatur.

Ich habe meine Überzeugungen niemals verleugnet. Man macht sich manchmal darüber lustig, aber das macht mich nicht heiß ... Wir sind nur noch einige, die letzten Mohikaner, am Lager eines im Koma liegenden, künstlich am Leben gehaltenen Kranken sitzend. Vielleicht wäre es die allerletzte Kundgebung der Anhänglichkeit an eine tausendjährige untergegangene Kultur, wenn unsere Grabschriften auf Ditsch eingemeißelt würden – und nach uns die Sintflut!

Regionalsprachen und nicht-territoriale Sprachen in Frankreich

Im „Figaro“ vom 17. November 2023 hat ein gewisser Victor Lemoigne die Frage nach der Zahl der in Frankreich gesprochenen Sprachen aufgeworfen. Seit 1992 sei das Französische als Sprache der Republik in der Verfassung verankert. Es herrsche also scheinbar Einsprachigkeit, was

aber, wie Xavier North, ehemaliger Generalbevollmächtigter für die französische Sprache und die Sprachen Frankreichs („délégué général à la langue française et aux langues de France“) (DGLLELF), feststelle, eine sehr bewegliche, durch eine außergewöhnliche Vielfalt ausgezeichnete

Sprachlandschaft nicht ausschließe. Es gebe 72 Regionalsprachen und dazu die sogenannten nicht-territorialen Sprachen („les langues dites non-territoriales“). Diese zwei Flügel stellten das dar, was man seit 1999 als die „Sprachen Frankreichs“ bezeichne. An der Spitze stehe das

mundartliche Arabisch. Seine drei bis vier Millionen Sprecher seien die zweitgrößte Sprechergruppe nach der des Französischen, und zwar vor den kreolischen Sprachen, dem Berberischen, dem Elsässischen, dem Okzitanischen, dem Bretonischen, den „langues d'oïl, dem „francique“, dem Korsischen und dem Baskischen. Dazu wird auf das von Barbara Cassin 2023 herausgegebene Buch „Le livre d'une langue“, zu dem North einen Beitrag geliefert hat, verwiesen. Nur weil das mundartliche Arabisch („l'arabe dialectal“) im Gegensatz zum Schriftarabischen („l'arabe littéral“) in keinem Land offizielle Sprache ist, ist es eine „Sprache Frankreichs“, wie der Artikel feststellt. Die „Sprachen Frankreichs“ umfassen gemäß diesem Text die Regionalsprachen, aber auch sieben nicht-territoriale Sprachen (das mundartliche Arabisch, Berberisch, Jiddisch, Romani [Sprache der Zigeuner], westliches Armenisch, Judenspanisch, die Zeichensprache). Es handele sich dabei, wie die Netzseite des Kulturministeriums angebe, um „Minderheitssprachen, die lange genug von französischen Bürgern auf dem Gebiet der Republik gesprochen werden, um Teil des kulturellen nationalen Erbes zu sein“. Wichtig sei, daß

diese Sprachen nicht offizielle Sprachen eines Landes sein dürfen. Deshalb habe Bernard Cerquiglini, der seinerzeit vom Kulturministerium damit beauftragt war, eine Liste zu erstellen, das mundartliche Arabisch „in seinen verschiedenen in Frankreich gesprochenen Varianten“ aufgenommen und Schriftarabisch, das sogenannte klassische, nicht aufgenommen.

Das mundartliche Arabisch vereinige mehr Sprecher als alle Regionalsprachen zusammengenommen. Es umfasse verschiedenartige Dialekte, deren Sprecher einander nicht notwendigerweise verstehen müßten. Der Abstand zwischen den Dialekten der arabischen Halbinsel und denen Marokkos entspreche dem, der das Portugiesische vom Rumänischen trennt“, wie Jean Sellier in „Une histoire des langues et des peuples qui les parlent“ (Paris 2020) erkläre. In Frankreich werde das mundartliche Arabisch überwiegend in seiner maghrebinischen Form gesprochen.

Interessant ist, daß in dem „Figaro“-Artikel eindeutig ausgesagt wird, daß eine Sprache, die in einem anderen Land Amtssprache ist, in Frankreich nicht als Regionalsprache anerkannt wird. Deshalb sind in der oben auf-

geführten Aufzählung „l'alsacien“ und „le francique“ aufgeführt, aber nicht Deutsch. Mit „elsässisch“ ist höchstwahrscheinlich ebensowenig wie mit „francique“ die deutsche Dachsprache der alemannischen Mundarten des Elsaß und der in Deutsch-Lothringen – wenigstens vor ihrem erzwungenen Absterben – gesprochenen moselfränkischen Mundart gemeint, sondern diese Mundarten selbst!

Für alle, die sich im Elsaß – und in Deutsch-Lothringen – für eine Förderung der Zweisprachigkeit in den beiden Formen des Deutschen, der Hochsprache und der Mundart, einsetzen, ist diese Aussage ein Schlag ins Gesicht. Man vergleiche hierzu die in dieser Ausgabe des „Westens“ abgedruckte Besprechung des Buches von Richard Weiss und die darin wiedergegebenen Aussagen zu den Regionalsprachen Frankreichs. Die Widersprüche fallen ins Auge.

Zu dem ungeschichtlichen und unsinnigen Begriff „francique“ siehe den in dieser Ausgabe des „Westens“ in deutscher Übersetzung abgedruckten Text aus dem „Lothringer Blättel“.

(Quelle: lefigaro.fr/langue-francaise/actu-des-mots/Quelle-est-la-deuxieme-langue-la-plus-parlee-en-France vom 17. November 2023)

BUCHBESPRECHUNGEN

Zur Lage der deutschen Sprache im Elsaß und in Deutsch-Lothringen, zugleich eine Besprechung des Buches

Richard Weiss:

Wenn ich einmal groß bin, werde ich zweisprachig sein!

Quand je serai grand, je serai bilingue,

Paderborn (IFB Verlag Deutsche Sprache GmbH) 2023, 268 Seiten (ISBN 978-3-949233-17-3).

Richard Weiss hat das Buch „Quand je serai grand, je serai bilingue“ auf Drängen des Straßburger Historikers Bernard Wittmann geschrieben. Es sollte eine Bilanz der Bemühungen gezogen werden, die Zweisprachigkeit in den Schulen des Elsaß zu verankern. Das Buch ist 2022 in französischer Sprache im Verlag Yoran Embanner erschienen. Es ist dem Verein Deutsche Sprache zu danken, daß er für eine Übersetzung des Buches ins Deutsche gesorgt hat und die Übersetzung im Verlag IFB-Verlag Deutsche Sprache erscheinen konnte. So sind nun auch Leser, die des Französischen nicht mächtig sind, in

der Lage, nachzuvollziehen, wie es auch in der Schule des Elsaß und „dank“ der Schule beziehungsweise der fürs Schulwesen Verantwortlichen in den vergangenen 50 Jahren zum Niedergang der deutschen Sprache gekommen ist, aber auch zu würdigen, was von gar nicht wenigen einzelnen und nicht ganz ohne Erfolg unternommen worden ist, um dem entgegenzuwirken. Das Buch ist über das aufs Bildungswesen Bezügliche hinaus eine sehr gute Darstellung der sprachlichen Verhältnisse im Lande. Weiss setzt seinen eigenen Ausführungen ein paar wohlklingende Zitate, unter anderem von François

Mitterrand aus dem Jahre 1981 und Marcel Rudloff, ehemaligem Straßburger Bürgermeister, voraus. Letzterer meinte 1995, es mehre Frankreichs Größe, daß das Deutsche eine seiner Sprachen sei.

Warum ist es bei angeblich so viel gutem Willen doch so gekommen, wie es gekommen ist? In seiner Einführung (S. 11–16) sagt Jean-Marie Woehrling, ehemaliger Vorsitzender der René-Schickele-Gesellschaft und Vorsitzender des Instituts für das Lokalrecht des Elsass und des Departements Moselle schon das Wesentliche:

Für den französischen Staat gibt es keine sprachlichen Minderheiten.



Er erkennt sie als solche nicht an und räumt ihnen keine Rechte ein.

1992 wurde in der französischen Verfassung der Satz aufgenommen, daß die Sprache der Republik die französische sei. Der Satz wird vom Verfassungsrat eng interpretiert. „Im öffentlichen Leben eine andere Sprache als Französisch zu sprechen, ist verfassungswidrig.“ Zwar hat eine weitere Verfassungsänderung erklärt, daß die Regionalsprachen zum Erbe Frankreichs gehörten. Doch kann laut Verfassungsrat ein Recht auf Benutzung dieser Sprachen nicht eingeklagt werden. Die Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen hat Frankreich deshalb bis heute nicht unterzeichnet und wird sie auch nicht unterzeichnen.

Wengleich laut dem Bildungsgesetz der Unterricht in einer Regionalsprache gefördert werden soll, bedeutet das für die Verwaltung keine Verpflichtung. Ob ein solcher Unterricht eingeführt wird, das hängt allein von der Behörde ab.

Da kein Rechtsanspruch besteht, beschränkt sich der Unterricht, wo ein solcher stattfindet, auf eine geringe Stundenzahl. Es werden nur Grundkenntnisse vermittelt. Es gibt keine besondere Ausbildung für diesen Unterricht. Die Lehrer müssen sich selbst weiterbilden.

Die Verwaltungsregionen haben bei der Schulorganisation keine Zuständigkeit. Es gibt „keinen rechtlichen Rahmen wie ein Gesetz oder eine Verordnung, die die Natur und das Verbreitungsgebiet der Regionalsprachen festlegen.“

Die bemerkenswertesten Aktionen gehen auf Vorstöße von seiten der Eltern zurück. „Die Eröffnung von Privatschulen in Regionalsprachen ist legal.“ Sie können auch öffentliche Mittel in Anspruch nehmen. Immersionsschulen hat der Verfassungsrat zwar für illegal erklärt, es gibt solche aber dennoch. Die Rechtslage ist also verwirrend.

Im Elsaß wird die Regionalsprache in der Praxis mit der deutschen Sprache gleichgesetzt. Doch wird nicht klar zwischen Deutsch als Regionalsprache und Deutsch als Fremdsprache unterschieden. In der Sekundarstufe ist der Deutschunterricht deshalb im wesentlichen der gleiche wie überall in Frankreich. Er ist im Elsaß zwar häufiger und manchmal intensiver, ist in den weiterführenden Schulen aber dennoch größtenteils ein Fremdsprachenunterricht. In den Grundschulen gibt es seit den 80er Jahren im Grundsatz einen „extensiven“ flächendeckenden Deutschunterricht. Die Wirklichkeit sieht anders aus: der Unterricht wird nicht oder mangelhaft durchgeführt. Auf Veranlassung von Richard Weiss sind ab 1991 sogenannte paritätische, zweisprachige Klassen eingeführt worden. Davon betroffen sind 18 % der Grundschulklassen. Im Prinzip geht man dort von Deutsch als Regionalsprache aus, häufig wird diese aber als Fremdsprache oder Sprache des Nachbarn dargestellt. Der Dialekt fehlt in den Schulen fast völlig. Und da Deutsch als Fremdsprache dargestellt wird, fehlt die „emotionale Bindung“. Die Lösung bestünde in einer anderen Gestaltung des Unterrichts; „die Instrumente sind vorhanden.“ Sie werden aber nicht genutzt. Auch die Bildung einer „Collectivité européenne d’Alsace“ hat an der Tatsache, daß die rechtlichen Zuständigkeiten allein beim Staat liegen, nichts geändert, wengleich das Gesetz die Rolle dieser Körperschaft bei der Förderung der Zweisprachigkeit anerkennt, ihr erlaubt, die Lehrkräfte zu finanzieren und sie beauftragt, ein „strategisches Komitee für die Unterrichtung der deutschen Sprache“ zu gründen.

Die Schulen ABCM-Zweisprachigkeit sind ein Beitrag zum Bemühen, der Monopolstellung des Bildungsministeriums zu entkommen. Allerdings gibt es deren viel zu wenige. Soweit Jean-Marie Woehrling.

Richard Weiss war Gründungsvorsit-

zender des Vereins ABCM Zweisprachigkeit und hat wie wenige andere den Kampf um eine zweisprachige Schule an vorderster Stelle mitgekämpft und aus nächster Nähe beobachtet. Er ist also wie kaum ein anderer berufen, die Geschichte dieser Bemühungen zu schildern. Das Buch stellt eine Beschreibung der Anstrengungen und der damit verbundenen Mühen dar. Weiss schöpft dabei „aus dem Schatz meiner Erinnerungen“ (S. 17).

Im Kapitel 1 gibt er auf der Grundlage der Erkenntnis, daß klare Begriffe notwendig sind, Definitionen und stellt zunächst fest: „Elsasserditsch – ist Deutsch: Ditsch.“ Das wollen nämlich sehr viele in Frankreich, aber auch viele im Elsaß selbst nicht einsehen. Der Basler, der Schwyzzerdütsch spreche, sei ja auch nicht zweisprachig, sondern deutschsprachig. Weiss zitiert Pierre Klein: „Vor 1870 wurden die Elsässer gemeinhin als deutschsprachig bezeichnet. Nach 1918 und vor allem nach 1945 war das nicht mehr der Fall.“ Weiss schreibt, eine Sperrminderheitsversuche seit einhundert Jahren mit allen Mitteln, diese „engstirnige Sichtweise der Mehrheit der Bevölkerung aufzuzwingen“ (S. 20).

Die schulische Immersion in beiden Ausdrucksformen – Elsasserditsch und Hochdeutsch – würde dazu dienen, die deutsche Sprache den weiten Rückstand aufholen zu lassen. Bei der Einschulung spricht nur 1 % (!) der Schüler noch den Dialekt! Wie wirksam die Immersion ist, beweist Frankreich selbst, das sie Französisch unterrichtenden Schulen im Ausland zur Pflicht macht, wenn diese von Frankreich Subventionen erhalten wollen. Und Frankreich hat nach 1918, als „[d]ie kleinen Elsässer und Lothringer ... nur Deutsch oder den elsässischen Dialekt, bei dem es sich um einen deutschen Dialekt handelt“, sprachen, über die Vorschulen den Kindern so viel Französisch beizubringen versucht, daß diese bei der Einschulung in die Grundschule mit ausreichenden Sprachkenntnissen ausgestattet waren, wie eine französische Veröffentlichung von 1973 betont. Obwohl, wie Weiss betont, das ganze gesellschaftliche und sprachliche Umfeld heute französischsprachig ist, wird Eltern noch immer Angst damit gemacht, daß man ihnen einredet, ihre Kinder würden das Französische nicht lernen, wenn

sie in einen Immersionskindergarten gingen.

Im Kapitel 2 schildert Weiss seinen Werdegang, der in einem Bauernhof und einer Zeit begann, da „fäscht àlli Litt Elsasserdeutsch greddt hat, sogar im Gmeinderat. Numma nitt in dr Schual“, und in einen Lehrerberuf führte, und die Begegnungen mit Leuten, die wie er die heimische Sprache und Kultur zu bewahren suchten, vor allem für die Jugend.

Der Beginn der Amtszeit von Mitterrand im Jahre 1981 ließ Hoffnung aufkommen (Kapitel 3). Es sollte eine Politik der Wiedergutmachung für die Sprachen der Minderheiten betrieben werden. Doch bald sollte man feststellen, daß das fürs Elsaß und für Deutsch-Lothringen nicht galt. Die Volksvertreter, so Weiss, hätten der Verwaltung blind vertraut. „Diese veröffentlichte astronomische Zahlen – ganz nach Sowjetmanier –, ohne das geringste sprachliche Resultat!“ Weiss schließt das Kapitel 3 mit den Worten: „Das Problem löste sich auf wundersame Weise ... Das Wahlfach wurde durch behördlichen Beschluss quasi abgeschafft. Operation gelungen, Patient tot.“

Die Holderith-Methode, nach einem staatlichen Generalinspektor für die deutsche Sprache benannt, war ab den 70er Jahren an etwa einhundert Grundschulen erlaubt (Kapitel 4). Sie erbrachte gute Ergebnisse, aber nur bei Kindern, die die Mundart sprachen, also vor allem im ländlichen Raum. Aber weder der Dialekt noch die deutsche Hochsprache wurden durch die Holderith-Methode gerettet. Der Rückgang der Muttersprache, deren Abwertung und Verschwinden im öffentlichen Raum und in den Medien entzog der Methode die Grundlage. Die Einsprachigkeit habe sich, so Weiss, ausgebreitet wie die Wüste in der Sahara.

In der Bretagne, im Baskenland, in Katalonien und in Okzitanien gibt es von Schulleitern gegründete Privatschulen mit vollständiger Immersion. Im Elsaß gab es solche Schulen nicht. Deyon, der damalige Rektor der Straßburger Akademie, tat alles, um die Möglichkeiten, die das Rundschreiben des Ministers Savary von 1982 bot, zu torpedieren. Deyon gab ein Minimalprogramm vor, das am Ende der Grundschule nur eine Einführung in die deutsche Sprache enthielt, beschränkt auf drei, höchstens

fünf Wochenstunden, die überdies nur selten tatsächlich gegeben wurden.

Als Weiss 1990 im Auftrag von Eltern den in der Geschichte des Elsaß ersten offiziellen Antrag auf zweisprachigen Unterricht, und zwar in einem Colmarer Stadtviertel, stellte (Kapitel 5), schwang die mit der Beantwortung beauftragte Inspektorin, Lise Becker, die Nazikeule („diese Autonomisten, deren Haltung im Zweiten Weltkrieg bekannt sei“). „Ich werde mit allen Mitteln gegen diesen zweisprachigen Unterricht vorgehen ... es wird keine zweisprachige Klasse in Colmar geben ...“ Weiss schlußfolgert: „Unter fadenscheinigen Vorwänden hoffte man, unsere Volksvertreter und über 80 % der elsässischen Bevölkerung, die laut Meinungsforschungsinstitut ISTERCO das Erlernen der deutschen Sprache durch eine Verstärkung der Stundenzahl in der Grundschule verlangten, hinters Licht führen zu können.“

Die Reise einer elsässischen Delegation ins Baskenland wirkte wie eine Offenbarung (Kapitel 6). Außer Weiss nahmen daran auch ein Herr, der den Präsidenten der Region Elsaß vertrat, der Bürgermeister von Bennweiler und ein Inspektor des Bildungsministeriums teil. „Es begann mit einer Teilnahme am Unterricht in Vor- und Grundschulen, wo wir kein Wort verstanden, da alles auf Baskisch passierte – und danach in einem Gymnasium.“ Die Delegation wurde auch vom Schulinspektor des Departements Pyrénées Atlantiques empfangen, der ab 1982 die politische Entscheidung, den zweisprachigen Unterricht in den öffentlichen Schulen einzuführen, dort umgesetzt hatte. Bouyé, der Schulinspektor des Oberelsaß, hatte sich nicht herabgelassen, Weiss auch nur zu empfangen. Zurückgekehrt, wird Weiss von Rektor Deyon, der sein Vorgesetzter war, zu einem Gespräch gerufen. Dieses endet aufgrund der Hinterhältigkeit des Rektors im Krach. Im Kapitel 7 (S. 61–87) schildert Weiss, was ihm und seinen Mitstreitern widerfahren ist, als sie, dem baskischen Modell folgend, versuchten, die Nachfrage nach öffentlichen zweisprachigen Schulen unter Beweis zu stellen oder notfalls Ortsvereine von Schulleitern zu gründen, die in der Lage wären, zweisprachige Schulen einzurichten. Was Weiss dabei erlebte, ist so erhellend, daß im folgenden vieles zitiert wird.

Von den Lehrerergewerkschaften war

nichts zu erwarten. Von der Gewerkschaft, der Weiss selbst angehörte, dem SGEN – CFTD, erfuhr er die Reaktion: „Was? Die Sprache Bismarcks und Hitlers unterrichten? Die Sprache des Großkapitals, das unsere Grenzgänger ausbeutet?“ Im Gegensatz zu der baskischen Lehrerergewerkschaft schloß im Elsaß eine andere Lehrerergewerkschaft, der SNI, in einem Schreiben an Eltern, „das keinen Widerspruch duldet, jede Dialogmöglichkeit“ aus.

Der Versuch, die Gymnasien einzubeziehen, war vergebliche Liebesmüh. „Wenn unsere Fachhochschüler mehr als 300 Wörter lernen, die sie für ihren Beruf brauchen, kurzum, wenn sie zweisprachig werden, werden sie Gehaltserhöhungen fordern oder nach Deutschland oder in die Schweiz abwandern.“ Weiss und die Seinen versuchten, eine Elternversammlung in Colmar zu organisieren. „Doch welche Katastrophe! Wahre Dragoner fielen über uns her und versuchten, uns an der Verteilung unserer Einladungen an die Eltern zu hindern, selbst außerhalb der Schule, auf dem Gehsteig. Diese würdigen Nachfahren der ‚schwarzen Husaren‘ der Republik weigerten sich sogar, unsere Flugblätter zur Kenntnis zu nehmen. Eine Schuldirektorin drohte sogar damit, die Schulaufsichtsbehörde zu alarmieren“. „Die Blockade der Lehrer zeigte Wirkung: Nur wenige Eltern nahmen an dieser ersten Versammlung teil und unsere Forderung nach Gründung einer zweisprachigen Klasse erntete nur wenig Zustimmung.“

In Straßburg, scheinbar „Symbol und Hauptstadt Europas“, stieß man bei der neuen Stadtverwaltung unter Cathérine Trautmann auf keinerlei Interesse. „Die Eltern waren verblüfft und enttäuscht, feststellen zu müssen, dass ein solch innovatives grenzüberschreitendes Projekt abgelehnt werden konnte“. „Die schönen Worte des Elysée-Vertrages vom 22. Januar 1963 klangen hohl.“ In Bennweiler weigerte sich der Korrespondent der Tageszeitung, die Ankündigung einer Informationsveranstaltung zu veröffentlichen. Er sah nicht ein, „warum die Kinder der Gemeinde die Sprache des Erbfeindes lernen sollten“!

In Kaisersberg, dem Geburtsort von Albert Schweitzer, brachte ein älterer Herr die Vorwürfe, mit den beabsichtigten Neuerungen werde man

das Schulwesen „revolutionieren“, zum Schweigen, als er sagte: „Dieses angeblich revolutionäre Schulsystem ist nichts Neues. Es ist ein alter Hut. Schon mein Großvater unter Wilhelm ...“ Im Saal sei es mucksmäuschenstill geworden. „Unter Kaiser Wilhelm II. hat mein Großvater seinen Volksschulabschluss mit Französisch-Prüfungen gemacht! Unter Bismarck und Wilhelm II, im 2. Reich, in der Zeit des Reichslands, also von 1871 bis 1914, als unsere drei Departements eine weitreichende politische Autonomie besaßen, wurde in den frankophonen Kantonen neben der deutschen auch die französische Muttersprache gelehrt.“ In einem Dorf äußerte der Bürgermeister bei einer solchen Versammlung nur einen einzigen Satz: „Wenn eine solche Klasse eröffnet wird, werde ich mich gezwungen sehen, die Lokalsteuer zu erhöhen.“ Absurd, denn die Stundenzahl würde sich nicht erhöhen und folglich auch nicht die Kosten.

In Horburg saß ein Herr in der ersten Reihe, der alles mitschrieb. Weiss dachte zunächst, es sei ein Mann von der Presse, und freute sich schon auf einen schönen Artikel. Nach der Veranstaltung zeigte der Mann seine Visitenkarte. „Er war Beamter der Präfektur (ditsch geredt: ein Agent des Nachrichtendienstes). Doch er beruhigte mich: ‚Seien Sie unbesorgt. Wenn ich heute Abend hier bin, dann weil ihre Ideen im ganzen Elsass an Boden gewinnen.‘“

In Schillersdorf, dem Kindheitsort von Friedrich Lienhard, behaupteten die Lehrer bei einer Versammlung, sie würden ihre Stelle verlieren, und zum Schulanfang werde es keinen Französischunterricht mehr geben. „Diese Banditen! ... Dennoch reichte ihr Totschlagargument, um die Stimmung im Saal zu kippen: Sie erreichten den Rückzug des Antrags auf Eröffnung der Klasse.“

In Gebweiler kam es zu einem Treffen mit Charles Haby, dem Bürgermeister. „Als er hörte, dass er sich für den Deutschunterricht in seiner Gemeinde einsetzen sollte, wandte er sich dem riesigen Porträt von General de Gaulle zu, das fast die ganze Wand hinter ihm einnahm, und rief aus: ‚Mein Gott, wenn ER Sie hören würde ...!‘“

Wenn man in der Diskussion auf das Beispiel Korsikas und des Korsischen hinwies, „raunte man uns zu: ‚Ja, aber da unten wissen sie, wie man sich Gehör verschafft ...‘“ In der Tat

beweisen die Korsikaner mehr – sagen wir einmal – Tatkraft als die Elsässer. Die Insel zählt 350 000 Einwohner, das sind weniger als in der „Eurométropole“ Straßburg. Wenn man auf den Nutzen hinwies, den die Beherrschung des Deutschen mit sich führe, „kam die Deutschfeindlichkeit wieder zum Vorschein: Es sei eine ‚Grenze zu überschreiten‘, es handle sich um ‚Arbeitsstellen, die die Schweizer oder Deutschen nicht mehr wollten‘, um ‚Invasion von Horden teutonischer Touristen‘, – damals gab es noch keine Chinesen! –, um ‚Deutschland, das nichts für das Französische tue‘ etc.“ Weiss weist zu Recht darauf hin, daß letztere Behauptung nicht angebracht sei, da die Symmetrie nicht gerechtfertigt sei. „Französisch war niemals offizielle oder regionale Sprache in Deutschland ... In Wahrheit war das Französische für die Badener, Saarländer und Pfälzer stets nur die ‚Sprache des Nachbarn‘ oder ‚des Besatzers‘.“

„Auch wenn unsere Sprache nicht diesen offensichtlichen und nicht nur wirtschaftlichen Vorteil böte, uns mit der Schweiz, mit Deutschland, Österreich und Luxemburg zu verbinden, so hat sie doch wie alle anderen Sprachen der Welt einen inhärenten, verdienten Wert, respektiert, gesprochen und unterrichtet zu werden.“

Oft kam der Einwand, einsprachig französische Eltern könnten ihren Kindern bei Deutsch nicht helfen. Hätten diese Eltern ihren Kindern etwa bei Englisch helfen können? Und wurden diese Gründe auch angeführt, „als es um einen Schulunterricht ging, der seit 1919 ausschließlich auf Französisch stattfindet, und das in einer Region, die zu 93 % deutschsprachig war?“

„Man will den ‚guten Elsässern‘ suggerieren, dass man ein ‚guter Franzose‘ ist, wenn man Deutsche hasst.“ „...die politisch Verantwortlichen wie auch die Medien zeigen alle den gleichen, bereits genannten Reflex: Sie vermeiden es tunlichst, von ‚Deutschen‘ oder ‚Deutschland‘ zu sprechen: Statt dessen verwenden sie lieber Umschreibungen wie ‚auf der anderen Rheinseite‘, ‚unsere Nachbarn‘, unsere ‚cousins germains‘ oder unser ‚wichtigster Wirtschaftspartner‘.“ Und Weiss beobachtet sehr genau: „In diesem Zusammenhang kann man sich fragen, warum der Begriff frankophil positiv klingt, während das Wort germanophil eine negative

Konnotation hat und unter Pangermanismus-Verdacht steht, wenn es nicht gar als Anspielung auf eine (zwangsläufig!) rechtsextreme Einstellung verstanden oder in Bezug zum Nationalsozialismus gesetzt wird? Wieder einmal die Nazi-Keule ...“

In Nordfrankreich muß das Flämische ohne die Unterstützung des Rektors der Schulaufsichtsbehörde Lille auskommen. Es wurde nicht als Regionalsprache anerkannt. Ebenso hat die Schulaufsichtsbehörde Nancy-Metz Deutsch nicht als Regionalsprache in Deutsch-Lothringen anerkannt, obwohl dieses Departement bis 1975 zur Schulaufsichtsbehörde Straßburg gehörte und das dort gesprochene Moselfränkische genauso Deutsch ist wie Elsässerditsch.

„Trotz der Hindernisse wurden die Anträge, die bei der Schulaufsichtsbehörde eingingen, immer zahlreicher. Sie wurden jedoch systematisch und unisono abgelehnt, unter den fadenscheinigsten und sich widersprechenden Gründen. Die Bescheide waren von einer Dummheit, die man sich gegenüber Eltern anderer französischer Regionen nicht erlaubt hätte“. Ein paar der „Argumente“ seien hier angeführt: „Deutsch ist von keinerlei Nutzen!“ „Deutsch ist nicht unsere Sprache!“ „Elsässisch ist keine Sprache!“ „Die Kinder sollen erst mal richtig Französisch lernen!“ „Das ist Pangermanismus!“ „Was tun die Deutschen für das Französische?“ „Wir sind in Frankreich!“

Im Kapitel 8 (S. 89–93) geht Weiss der Frage „Parität oder Immersion“ nach und spricht sich bei Übergewicht einer starken Sprache über eine schwache für einen Immersionsunterricht aus, wenn die schwache gefördert werden soll.

Das Kapitel 9 (S. 95–198) trägt den Titel „Tomi Ungerer mischt sich ein“. Ungerer merkte bald, daß der Rektor Deyon auch ihn betrogen hatte. „D’r Kaib het mi versäckelt.“ Doch auch die elsässischen „Volksvertreter“ mischten sich ein. 16 Parlamentarier wurden am 16. Dezember 1990 von dem damaligen Bildungsminister, dem Sozialisten Jospin, zu einem kurzen Gespräch empfangen. Sie wollten die Einführung eines paritätischen zweisprachigen Unterrichts im Elsaß und in Deutsch-Lothringen verlangen. Das Ergebnis: Ein triumphales Communiqué des Ministers und lobende Artikel in der elsässischen Presse. „Doch was war in Wirklichkeit das

Ergebnis? NICHTS oder sehr wenig.“ „Hiermit war der Beweis erbracht, dass niemals geplant war, einen zweisprachigen Unterricht einzuführen.“ Die Volksschullehrergewerkschaft, die seit 1919 den deutschen Unterricht bekämpft hatte, blieb ihrer Haltung treu. In anderen Regionen Frankreichs haben die Sektionen des SNI allerdings nicht diese Abneigung gegenüber der Regionalsprache. „Vielleicht weil es sich nicht um die deutsche Sprache handelt?“ Weiss und seinen Mitstreiter wurde deutlich: von Abgeordneten würden sie außer unehrlich gemeinten Absichtserklärungen – im Klartext: Lügen – nichts zu erwarten haben, vor allem nichts Gutes, sie würden auf eigene Faust handeln müssen. Bemerkenswert sind Weiss' Ausführungen über Pierre Pflimlin, den „großen Europapolitiker“, mit dem er bei einem Abendessen zu zweien ein Gespräch führen konnte. Weiss habe ihn gefragt, weshalb er sich niemals für einen allgemeinen zweisprachigen Unterricht im Elsaß eingesetzt habe. Die Antwort Pflimlins: „Ich kann Ihnen versichern, Herr Weiss, dass man mich im Laufe von öffentlichen Veranstaltungen niemals darum gebeten hat.“ Weiss äußert sich dazu folgendermaßen: „Ich habe nicht gewagt, ihn zu fragen, was er gemacht hätte, sofern diese Bitte ausgesprochen worden wäre und warum er selbst sie niemals vorgebracht und auch keinerlei Initiativen in dieser Richtung unternommen hatte. Ich wusste, dass er sich immer gegen einen allgemeinen Deutschunterricht ausgesprochen hatte, wie es doch vor 1939 der Fall war.“ Jeder, der Pflimlin und seine Familie schon vor 1939 kannte, wußte, daß er auch damals gegen Deutschunterricht eingestellt war.

Eine Veranstaltung zu Ehren von André Weckmann im Jahre 1991 führte dazu, daß sich Adrien Zeller, Bürgermeister von Zabern, bereit erklärte, in seiner Stadt eine zweisprachige Schule zu eröffnen (Kapitel 10, S. 109–114).

Das Kapitel 11 (S. 115–127) stellt „Bürgermeister als Träger der ersten freien ABCM-Schulen“ vor (Zabern, Lutterbach, Ingersheim). Gegenwind gab es lange Zeit in Colmar und in Mülhausen. „Seltsamerweise gab es [in Mülhausen] später bei der Eröffnung eines öffentlichen zweisprachigen Zweigs ‚französisch-englisch‘ (für dreijährige Kinder, unabhängig

vom Wohnbezirk), der sich doch auf keinerlei Rundschreiben zur ‚Regionalsprache‘ stützte, keinerlei Probleme: Rasch fand man freie Räume (während es für den regionalen Verein A.B.C.M. keine gab), schaffte öffentliche Stellen und fand die entsprechend ausgebildeten Lehrer.“

Im Kapitel 12 (1991: Jahr I der Zweisprachigkeit, S. 129–137) stellt Weiss die Eröffnung der ersten ABCM-Schulen auf privater Grundlage dar. „Nun hatten unsere Schulen den Status von Kindergärten. Das erlaubte uns unter anderem, nicht die Genehmigung des Inspektors einholen zu müssen, denn er hätte sie uns ohnehin verweigert. Damals wäre der zweisprachige Unterricht nicht in Frage gekommen, denn er war in der Schulpolitik des Oberschulamtes von Straßburg nicht vorgesehen“. Schwierigkeiten gab es in Pulversheim, wo die Präfektin des Oberelsaß bewies, „dass das Unterrichtswesen in Frankreich und vor allem im Elsaß und in Deutsch-Lothringen, einem Gebiet, das man stets bewachen muss wie heiße Milch auf dem Feuer, eine Staatsangelegenheit ist.“ Schließlich mußte auch der Staat nachgeben und richtete selbst zweisprachige Klassen ein, so in Sulz, Gebweiler, Bennweiler. Die Quintessenz des Kapitels 13 („Der junge Rektor Jean-Paul de Gaudemar, seine Nachfolger und der ewige Mangel an ausgebildeten Lehrern, S. 139–151) findet man in den Sätzen: „Die Eltern hatten gute Gründe, sich von ihren Volksvertretern im Stich gelassen zu fühlen. Diese erwiesen sich als ohnmächtig, unterwürfig und stumm angesichts der Dampfwalze der französischen Sprachpolitik! Gleichzeitig wechselten die Rektoren, ohne dass sie beim Ausbau des zweisprachigen Unterrichts die gleiche Energie und Motivation an den Tag gelegt hätten wie Jean-Paul de Gaudemar. Ihre Namen sind mit keiner positiven Erinnerung verbunden. Zwei Rektorinnen zeichneten sich durch ihren geringen Eifer für die Sache der Zweisprachigkeit aus“. Die Zweisprachigkeit wird von den staatlichen Behörden nach allen Kräften behindert, zur Zeit des derzeitigen Staatspräsidenten Macron in besonders „wirksamer“ Weise.

Im Kapitel 14 (S. 153–163) versucht Weiss, eine „Bilanz für 2023“ zu geben. „Am Ende dieser Erzählung [...] kann man leider nur feststellen, dass die Versprechen von 1992 nicht

gehalten wurden. Die notwendigen Maßnahmen wurden nicht ergriffen. Auch heute noch, drei Jahrzehnte später, verhindern die Mängel der zuständigen Behörden jeden wahren Fortschritt. Gewiss, es wurden Stellen für nationale und spezifisch regionale Kandidaturen geschaffen, aber sie werden nicht alle besetzt mit der Begründung, daß das Niveau von vielen Kandidaten nicht ausreichend ist. Diese Situation beweist die mangelnde Kompetenz und den skandalös erbärmlichen Zustand des Deutschunterrichts im Schulsystem, auch bei uns in Elsaß-Deutsch-Lothringen. Jedoch hat der Staat keine Einsicht und keinen Willen, eine Lösung zu finden“. Wohlgermerkt: Der Staat hat keinen Willen!

In Straßburg schrieben sich 2021 für das Studienjahr in Deutsch von 60.000 Studenten gerade einmal 13 (!) ein. Zu anderen Zeiten waren es Hunderte. Die Dynamik erlahmt, es werden keine neuen ABCM-Klassen errichtet. „Die Schule, immer wieder die Schule! Aber in Elsaß-Lothringen hat die Schule die Sprache zerstört“. Zwar wird viel schöngeredet, doch „[d]er König ist nackt! Die Realität wird verfälscht unter dem Vorwand, dass die guten Absichten nicht entmutigt und den Gegnern keine Argumente oder Informationen geliefert werden dürfen. [...] In Wahrheit weiß jeder, dass es immer weniger elsässische Muttersprachler gibt, die den Dialekt auch immer weniger gut sprechen und ihn immer weniger an die Kinder weitergeben. Illusorisch sind die (noch) gut gefüllten Säle bei den Vorstellungen der elsässischen Theater. Doch sieht man hier fast nur graue oder kahle Köpfe und nur wenige Theatertruppen haben Gruppen von Kindern und Jugendlichen zusammenbekommen“.

„Die heutigen Generationen schauen und hören immer weniger die deutschsprachigen Fernseh- und Radiosender, immer weniger elsässische Haushalte haben Zugang zu den deutschen Kanälen oder müssen sich eine spezielle Antenne zulegen, wofür sie auch noch zur Kasse gebeten werden, während der Zugang zu exotischen Sendern aus der ganzen Welt kostenlos ist. [...] Im Gegensatz zur erobernden Frankophonie ist Deutschland weder darum bemüht, seine Sprache nach Westeuropa zu exportieren, noch sie im Elsaß zu unterstützen. So verließ das Goethe-

Institut, das Äquivalent der Alliance française, vor dreißig Jahren bereits Colmar und Straßburg, um seine Aktivitäten in Nancy zu zentralisieren.“ Die Zahl der Schüler, die auf der Schule Deutsch lernen, nähert sich in Frankreich allmählich der Zahl 0.¹ Englisch – nicht verwunderlich – und – merkwürdigerweise – Spanisch haben dem Deutschen längst den Rang vollkommen abgelaufen und erfreuen sich einer erstaunlichen Beliebtheit. In Verdun haben mehr Schüler Spanisch- als Deutschunterricht. Das gilt mindestens ebenso für Diedenhofen und ganz Deutsch-Lothringen und fürs Elsaß. Weiss stellt fest: „Man kann uns doch nicht erzählen, dass dieser Zuspruch für die spanische Sprache nicht ferngesteuert war!“

Im Kapitel 15 (S. 165–171) – „Lobbyarbeit zahlt sich aus“ – zeigt Weiss, daß Lobbyarbeit, wo eine solche stattfindet, auch Erfolg hat. So sind in Deutsch-Lothringen, wo weder Elternbeiräte noch Kommunalpolitiker sich einsetzen, keine ABCM-Schulen eingerichtet worden mit Ausnahme von Saargemünd, wo sich Céleste Lett, der Bürgermeister, stark gemacht hat. „Von ‚oberster Stelle‘ wurde uns mitgeteilt, dass kein einziger elsässischer Parlamentarier sich jemals um feste Lehrstellen in den ABCM-Klassen eingesetzt hätte, im Gegensatz zu Volksvertretern aus anderen Regionen Frankreichs. Andererseits hat meiner Kenntnis nach kein nationaler Politiker, Abgeordneter oder Senator jemals auch nur einen Cent für unsere zweisprachigen Schulen locker gemacht.“ Die Bretagne und Korsika sind Gegenbeispiele. Doch das Elsaß ist von seinen Politikern stets verraten worden.

Das Kapitel 16 (S. 173–178) trägt den Titel „Bitte versteckt eure germanischen Wurzeln“ und nimmt die lächerliche Gewohnheit, morphologisch deutsche Orts- und Familiennamen französisch auszusprechen, aufs Korn. Elsässische Politiker gehen hier mit schlechtestem Beispiel voran.

Das Kapitel 17 (S. 179–195) trägt den Titel „Das scheinheilige OLCA: Durch die Reduzierung auf den elsässischen Dialekt lässt es unsere Sprache verkümmern“. Dieses von Justin Vogel – der seinen Namen „Woschäll“ aussprechen läßt! – geleitete Institut (Office pour la Langue et les Cultures d’Alsace et de Moselle), dessen ursprünglicher Name

„Office Régional pour le Bilinguisme“ bezeichnenderweise zugunsten des neuen hat verschwinden müssen, hat „nicht die Zweisprachigkeit im Sinne, sondern bestenfalls nur eine Sensibilisierung auf den Dialekt“, weshalb die diesem Amt zufließenden Subventionen „aus dem Fenster geworfen sind“. Das OLCA „hebt die Beziehung zwischen Elsasserdeutsch und seiner Dachsprache, dem Hochdeutschen, auf und lässt auf künstliche Weise einen Graben – breiter und tiefer als der Rheingraben – zwischen den beiden Ufern unserer Sprache entstehen.“ Die Politik des OLCA schwächt sowohl die Mundart als auch das Hochdeutsche. Weiss fordert, daß das Amt ein „Office public pour l’allemand d’Alsace“ werde und damit den gleichen Status erhalte wie das „Office public pour la langue basque [beziehungsweise bretonne]“. Diese zwei öffentlichen Einrichtungen gibt es seit 2010.

Den Elsässischen Kulturrat (CCA) bezeichnet Weiss als „weitere Nebelkerze“. Dieses Organ erfülle anders als in der Bretagne und im Baskenland, „nicht die gesteckten Ziele“. „Es wird von einigen selbstzufriedenen Personen instrumentalisiert.“ „Man fragt sich, was es überhaupt tut.“ Die meisten Kulturvereine hätten „diese immer mehr zu einer leeren Hülle verkommene Organisation verlassen“. Sie sei nutzlos, ein Doppelgänger des OLCA und „rennt die gleichen offenen Türen in die falsche Richtung ein.“

Das Kapitel 18 (S. 197–212), „Deutsch, die verbotene Sprache“, geht den Komplexen gegenüber allem Deutschen nach, die in Frankreich und im Elsaß so stark genährt werden. Hat der Staatspräsident Hollande nicht das Elsaß verwaltungsmäßig von der Landkarte gestrichen und sich dessen noch gerühmt? „Will Frankreich nicht seit 1918 und heute immer noch endgültig ausmerzen, was die Elsässer und Deutsch-Lothringer daran erinnert, dass sie über 10 Jahrhunderte lang deutsch waren – wozu noch die Glanzzeit des Reichslands von 1871 bis 1918 hinzu kommt, die die Historiker endlich wieder entdecken? Fürchtet man etwa, die Elsässer könnten, wenn sie weiterhin Deutsch sprechen, auf die Idee kommen, dass sie Deutsche sind oder Lust haben könnten, es wieder zu werden?“ Die Elsässer würden, so Weiss, in Unwissenheit über den Ursprung und die Natur ihrer Sprache gelassen. Unter Berufung auf das Buch „Histoire

de la langue française 1945–2000“ von Gérald Antoine und Bernard Cerquiglini sowie das Buch „La question linguistique alsacienne de 1945 à nos jours“ von Pierre Klein schildert Weiss die nach 1945 angewendeten Methoden der „Jagd auf die deutsche Sprache“. Dabei wurden in erster Linie die Schule und die Presse eingespannt (man könnte hinzufügen: auch die Kirchen). Wenn es um die französische Sprache im Ausland (Kanada, Louisiana) ging, brachten französische Minister (Faure, Haby) für deren Schutz und Pflege Gründe vor, die sie im Elsaß gegen die deutsche Sprache verwendeten.

Im Kapitel 19 (S. 213–223) „Ist die Europäische Gebietskörperschaft Elsass (CeA – Collectivité européenne d’Alsace) DIE Lösung?“ entwickelt Weiss Gedanken, wie die 2021 ins Leben getretene Gebietskörperschaft zu einer wirklichen Einführung der Zweisprachigkeit beitragen könnte. Es handelt sich, wohlgemerkt, um Wünsche, und man muß nach jahrzehntelangen Täuschungen und Enttäuschungen mit großer Zurückhaltung abwarten, was davon Wirklichkeit wird. Weiss verweist auf das Saarland, wo 2014, als Annegret Kramp-Karrenbauer Ministerpräsidentin war, vom Landtag die schrittweise Einführung der Zweisprachigkeit beschlossen worden ist. Die Volksvertreter dieses Gebiets, das niemals französischsprachig war, haben sich also freiwillig dazu entschieden, ihr Land den Weg des Elsaß gehen zu lassen, den dieses nach zweimaliger Eroberung (durch Ludwig XIV. und 1918) unter politischem Zwang gegangen ist. Wozu das geführt hat, wissen wir nur zu gut. Leider muß man feststellen: Die Zweisprachigkeit ist überall nur der Zwischenschritt zu einer neuen, jedoch anderen Einsprachigkeit. Und es ist sehr zu bezweifeln, daß die Entwicklung im Elsaß wenigstens teilweise rückgängig gemacht werden kann. Was aus den saarländischen Plänen heraus entsteht, wird sich zeigen. Es ist eher zu erwarten, daß die dortige Zweitsprache das Arabische sein wird und nicht das Französische. Im übrigen hat Frau Kramp-Karrenbauer in allen ihren Ämtern – als Ministerpräsidentin, als Verteidigungsministerin, als Generalsekretärin und dann als Vorsitzende der Partei CDU, deren Weg weit nach linksgrün sie vorangetrieben hat – kläglichen Schiffbruch erlitten und ist mittlerweile

aus der Politik ausgeschieden, in die sie besser niemals eingetreten wäre. Zu Recht schreibt Weiss, daß, von so zentraler Bedeutung die Sprache ist, sie nicht von der Geschichte des Elsaß getrennt werden dürfe. Der französische Geschichtsunterricht im Elsaß müsse eine objektive Geschichte des Elsaß bieten. „Die CdA darf nicht mehr tolerieren, dass die Geschichte des Elsass entstellt wird, wie dies bei der Gedenkstätte ‚Mémorial d’Alsace-Moselle‘ in Schirmeck der Fall ist, die nur der Periode von 1871 bis in die heutige Zeit gewidmet ist.“ „Diese Aufarbeitung der lokalen Geschichte würde somit deren Verfälschung und die Verherrlichung von Verbrechen, unter anderem durch die Benennung von einigen Straßen und Monumenten, wie diejenigen, die Turenne ehren, den Schlächter von Turckheim, etc. beenden.“ Doch lasse die Wahl eines kommerziellen Logos, einer Brezel, als Zeichen für die neue Gebietskörperschaft für die Zukunft nichts Gutes ahnen. Mit dieser Befürchtung dürfte Weiss richtig liegen. Ein letztes Kapitel heißt „Schlussfolgerung“ (S. 225–228). Die Gründung der ersten sechs französisch-deutschen Klassen durch den Elternverein ABCM-Zweisprachigkeit im Jahre 1991 habe eine Schneise geöffnet, in die das Bildungsministerium habe eintreten müssen. Die Tatsache, daß die staatlichen Schulen der Bewegung folgten, sei zum Teil dadurch begründet, daß der Staat sie eindämmen und kontrollieren wolle. Die Saat werde aufgehen, doch seien noch viele Hindernisse zu überwinden, solange die jungen Generationen nicht Zugang zur Geschichte ihrer Region haben, solange die Männer und Frauen, die in der elsässischen Geschichte wacker die Freiheit des Elsaß verteidigt haben, nicht gewürdigt würden, solange Straßen, Bildungseinrichtungen, Gebäude nicht nach solchen benannt seien, solange Straßen nach Kriegsverbrechern wie Turenne benannt seien, solange keine Mittel- und Oberschulen vom Typ ABCM mit Immersion nach dem Muster der bretonischen Diwan-Schulen und der baskischen Ikastolak-Schulen eingerichtet seien, solange es keine zweisprachigen Medien im Lande gebe, solange der Name „Elsaß“ in den Schulbüchern nicht wieder auftauche, solange die deutsche Sprache und Kultur nicht wieder ihren natürlichen Platz in Schule und Gesellschaft

gefunden habe. Es folgt der Abdruck von Dokumenten, zum Beispiel des ausgezeichneten Briefs, den der Vorsitzende von „Unser Land“, Dr. Eric Ettwiller, 2021 an Frédéric Bierry, den Präsidenten der Collectivité européenne d’Alsace, geschrieben hat², ferner eine Rede, die Weiss 1998 in Saargemünd gehalten hat, um in Deutsch-Lothringen, wo es noch viel schlechter um die Erhaltung der angestammten Sprache steht als im Elsaß, die Errichtung von zweisprachigen Klassen voranzubringen, und ein im Januar 2023 von der Tageszeitung „Die Welt“ mit dem französischen Deutschland-Experten Sylvain Fort geführtes Gespräch, das den Titel trägt: „Die deutsche Kultur ist den Franzosen fremd geworden“. Daraus seien einige Sätze zitiert: „Der Deutschunterricht wurde aus ideologischen Gründen innerhalb einer Generation abgeschafft. [...] Die Folge ist, dass wir uns nicht mehr kennen. Die deutsche Kultur ist den Franzosen fremd geworden. Es gibt beispielsweise in Paris keine einzige deutsche Buchhandlung mehr. Die jungen Leute fahren nicht mehr für Sprachkurse nach Deutschland, sie haben keine Briefpartner mehr.“ Den Grund für die Minderung des Deutschunterrichts sieht Fort in der Abneigung der Schulverwaltung gegenüber allen Fächern, „die intellektuelle Sorgfalt und Anstrengung und erfordern“. Latein und Griechisch würden gar nicht mehr unterrichtet, jüngstes Opfer sei der Mathematikunterricht. „Elitenbildung“ solle dadurch verhindert werden. Am Schluß seien noch ein paar kritische Bemerkungen angebracht! Das sogenannte Gruber-de Gasperi-Abkommen von 1946 hat keineswegs den Fortbestand des Deutschunterrichts in Südtirol gesichert, wie Weiss auf Seite 159 schreibt. Der schwache und naive Gruber (der nicht „Regierungschef“ Österreichs war, sondern Außenminister) hat sich von Alcide de Gasperi über den Tisch ziehen lassen. Italien hat tatsächlich nur eine Scheinautonomie ermöglicht. Es bedurfte eines langen Kampfes, in dem Südtiroler teilweise Methoden anwendeten, die denen der Nationalisten Korsikas ähnelten. 1961 wurden Sprengstoffanschläge auf Gegenstände verübt, auf Hochspannungsmasten und auch auf das Mussolinidenkmal bei Waidbruck. Menschen kamen nicht zu Schaden. Die italienischen Behörden

reagierten mit äußerster Härte. Erst 1969 durch das Südtirol-Paket, 1972 durch das zweite Autonomiegesetz und 1992 durch die „Streitbeilegung“ wurde eine Lösung gefunden. Für Südtirol war es vorteilhaft, daß sich die Republik Österreich als Schutzmacht verstand und sich auf Österreichs Veranlassung die Vereinten Nationen der Frage annahm. Auch war Italien tatsächlich ein Verliererstaat des 2. Weltkriegs, wenngleich es sich nicht als solchen verstand. Fürs Elsaß tritt keine „Schutzmacht“ ein, Frankreich versteht sich als Siegerstaat und ist als solcher anerkannt.

Hinter die positive Würdigung der luxemburgischen Verhältnisse durch Weiss ist ein Fragezeichen zu setzen. Die Förderung des Lëtzebuergischen, einer auch im angrenzenden Trierischen gesprochenen moselfränkischen Mundart, die sogar zur „Nationalsprache“ erklärt worden ist, hat nicht das Französische zurückgedrängt, sondern dem Hochdeutschen geschadet. Die Beobachtung, daß die Einführung einer Zwei- oder gar Dreisprachigkeit in ursprünglich ausschließlich deutschsprachigen Gebieten schließlich zur Verdrängung des Deutschen führt, bestätigt sich auch in Luxemburg. Dabei ist 1839 bei der Teilung des Großherzogtums und der Sezession seines überwiegend welschen/wallonischen/französischen Westens zugunsten Belgiens die östliche Hälfte gerade deshalb im Deutschen Bund verblieben, weil ihr deutscher Charakter unbestreitbar war. In dem an Belgien gefallenen Teil (Provinz Luxemburg genannt) ist die dortige deutschsprachige Minderheit mittlerweile völlig verwelscht, auch dies ein Zeichen, daß solche Auseinandersetzungen stets zuungunsten des Deutschen ausgehen und weiterhin so ausgehen werden.

Alles in allem: Richard Weiss hat ein inhaltsreiches, wichtiges Buch vorgelegt, das vor allem politische Entscheidungsträger – in Deutschland wie in Frankreich – lesen sollten. Dem Verein deutsche Sprache ist höchlich zu danken, daß er eine Übersetzung veranlaßt hat.

Dr. Rudolf Benl

Anmerkungen:

¹ Siehe den Artikel „Deutschunterricht in Frankreich im freien Fall“ in der Ausgabe 1 und 2/2022 des „Westens“, S. 9.

² Siehe den Artikel „Ein erfreulich offener ‚Offener Brief‘ an den Präsidenten der Collectivité européenne“ in der Ausgabe 3 und 4/2021 des „Westens“ (S. 3–4).

Jürgen Dettmann:

Die Vertonungen der Werke von Friedrich Lienhard (1865–1929).

Eine Sammlung, Kleinmachnow (Selbstverlag des Verfassers) 2022, 579 Seiten (ISBN 978-3-947492-29-9).

Das Elsaß hat für die Geschichte der deutschen Sprache und der deutschen Literatur eine viele andere deutsche Landschaften überragende Bedeutung. Von Otfried von Weißenburg, dem ersten namentlich bekannten deutschen Dichter, spannt sich der Bogen über den Minnesänger Reinmar von Hagenau und den Epiker Gottfried von Straßburg zu den spätmittelalterlichen Meistern der deutschen Sprache, zu dem Mystiker Johannes Tauler, zu dem Straßburger Münsterprediger Johannes Geiler von Kaysersberg, zu Sebastian Brant, dem Verfasser des auch in andere Sprachen übersetzten „Narrenschiffs“. Das 16. Jahrhundert brachte im Elsaß Dichter und Schriftsteller wie den Schwankdichter Johannes Pauli, den Romanschriftsteller Jörg Wickram, den Satiriker Johann Fischart hervor.

Als mit dem Dreißigjährigen Krieg und den französischen Eroberungen im 17. Jahrhundert das Elend übers Elsaß hereinbrach, waren die Zeiten für große Dichtung vorüber. Fürs 17. Jahrhundert ist nur noch Moscherosch zu nennen, fürs 18. Jahrhundert der Colmarer Dichter Pfeffel. Er übte mit seinen Fabeln noch einmal eine gesamtdeutsche Wirkung aus. Das Elsaß geriet durch die Revolution sowie die Kriege Napoleons vollends in den Bannkreis Frankreichs, und die Elsässer, die im 19. Jahrhundert in deutscher Sprache dichteten – etwa Georg Daniel Arnold, die Brüder August und Adolf Stöber, Karl Candidus – hatten nur noch eine aufs Elsaß selbst beschränkte Wirkung. Erst nach der Eingliederung des Elsaß in das junge Deutsche Reich trat wieder ein elsässischer Dichter mit gesamtdeutscher Wirkung auf: es war Friedrich Lienhard. Da er heute fast ganz vergessen ist, weiß man – einhundert Jahre nach seinem Tode – nicht mehr, daß die Bücher von Lienhard damals hohe Auflagen erlebten und von Hunderttausenden gelesen wurden. Das gilt für die „Wasgafahrten“, das „Thüringer Tagebuch“, die sechs Bände seiner „Wege nach Weimar“, für die drei Romane, vor allem sein Meisterwerk, den historischen Roman „Oberlin“, aber auch für die Romane „Der Spielmann“ und „Westmark“. Lienhards



Bühnenwerke – „Odilia“, „Münchhausen“, „Till Eulenspiegel“, „Heinrich von Ofterdingen“, „Die heilige Elisabeth“, „Luther auf der Wartburg“, „Wieland der Schmied“, „Odysseus auf Ithaka“, „Phidias“ – wurden in mehreren Theatern Deutschlands gespielt, zum Beispiel im Hoftheater zu Weimar und im Straßburger Stadttheater – in beiden Städten hat Lienhard lange gelebt –, vor allem aber in dem von Ernst Wachler im Bodetal gegründeten Harzer Bergtheater, an dessen Gründung Lienhard mitgewirkt hatte. Nach Lienhards Tod dürfte selten mehr eines dieser Stücke aufgeführt worden sein, nach 1945 war sicherlich keines irgendwo zu sehen.

Auch als Lyriker trat Lienhard hervor, und in dem Band „Lebensfrucht“ sind seine Gedichte 1915 als Gesamtausgabe im Stuttgarter Verlag Greiner & Pfeiffer – der fast alle Werke Lienhards herausgebracht hat – erschienen.

Als Dramatiker, als Epiker, als Lyriker ist Lienhard, der damals nicht nur eine große Leserschaft hatte, sondern auch die noch heute genannten und gelesenen Schriftsteller Ernst Stadler und René Schickele beeindruckte, vergessen. Doch zumindest der Roman „Oberlin“ verdiente als einer der besten deutschen historischen Romane auch heute weite Verbreitung. Der NEL-Verlag hat den Roman vor einigen Jahren der Öffentlichkeit wieder vorgelegt. Auch als elektronische Quelle steht er den Lesern jetzt

zur Verfügung.

Angesichts des Schweigens, das sich auf Friedrich Lienhard gesenkt hat, ist es um so verdienstlicher, daß sich Dr. Jürgen Dettmann, der jahrzehntelang als Augenarzt tätig war, in vieljähriger entsagungsvoller Forschungstätigkeit bemüht hat, die Vertonungen von Werken Friedrich Lienhards, insbesondere natürlich von Gedichten, zusammenzustellen. Für Dettmann bedeutete es auch deshalb ein großes Anliegen, sich des Werks von Lienhard und derer, die seinen Gedichten und Dramen durch Vertonung Nachdruck verleihen wollten, anzunehmen, weil er Argentinier ist und Lienhard als Straßburger Student ebenfalls Mitglied dieser Studentenverbindung geworden ist und dieser sein Leben lang die Treue hielt.

Das Ergebnis, das Dettmann nun vorgelegt hat, zeigt, wie groß die Wirkung auch der Lyrik Lienhards in den Jahrzehnten nach 1900 gewesen ist. Mit Dettmanns Arbeit ist ein wenig von dem gutgemacht, was die Nachwelt dem Andenken dieses Elsässers schuldig geblieben ist. Sie ist nicht nur unter literatur- und musikgeschichtlichem Gesichtspunkt verdienstvoll, sondern auch und in besonderer Weise unter dem elsässischen Gesichtspunkt. Haben es die Werke der elsässischen Schriftsteller doch wie diejenigen aller Schriftsteller und Dichter aus den deutschen Randgebieten besonders schwer, sich Geltung zu verschaffen. Der verwüstende Terror der politischen „Korrektheit“ schlägt hier besonders tiefe Wunden. Dettmann hat sich zum Ziel gesetzt, die Partituren sämtlicher Lienhard-Vertonungen zusammenzustellen, sowohl der im Druck erschienenen als auch der niemals gedruckten und bei den Nachfahren oder Erben der Komponisten oder innerhalb von Nachlässen, die Bibliotheken oder Archiven übergeben worden sind, nur im Manuskript erhaltenen. Die meisten der Partituren der Klavierlieder und der Chöre werden ganz wiedergegeben, so daß der Leser des Buches, sofern er Klavierspieler ist, sich die Lieder selbst voll vergegenwärtigen kann. Nicht alle Partituren konnten abgebildet werden, auch wenn ihr Verbleib von Dettmann hat ermittelt werden können. So sind von

Eduard Bornschein (1883–1945) fünf im Druck erschienene Klavierlieder wiedergegeben, doch auf andere Vertonungen durch diesen Komponisten wird lediglich hingewiesen. Die Abbildung der Partituren der genannten fünf Lieder nimmt allein 17 Druckseiten in Anspruch.

Die Partituren ganzer Bühnenmusiken mit der bei der Notierung von Orchestermusik erforderlichen Vielzahl von Notensystemen abzubilden war unmöglich. Das hätte die Erstellung eines mehrbändigen, preislich unerschwinglichen Werks erfordert. Der orchesterbegleitete Männerchor „Britische Werbung“ von Heinrich Rietsch (1860–1927) wird aber mit allen Systemen voll wiedergegeben (S. 361–373).

Dettmann ist es gelungen, Partituren von 62 Komponisten – darunter zehn Frauen – zu ermitteln. Die Ermittlung war in sehr vielen Fällen mit allergrößten Schwierigkeiten verbunden, insbesondere natürlich bei den ungedruckt gebliebenen Werken. Zu den Archiven und Bibliotheken, in denen Dettmann fündig geworden ist, gehören das Stadtmuseum Altensteig, die Emil-Himmelsbach-Stiftung in Basel, die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu Berlin, die Musikbibliothek der Hochschule der Künste in Bern, das Gemeentearchiv der Stadt Den Haag, die Stadtbibliothek Feldkirch/Vorarlberg, das Staatsarchiv Hamburg, die Badische Landesbibliothek Karlsruhe, die Bayerische Staatsbibliothek München, die Humanistenbibliothek in Schlettstadt, die Pfälzische Landesbibliothek Speyer, die Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Stuttgart, das Archiv der Franz-Liszt-Musikhochschule in Weimar, die Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar, die Musiksammlung der Bibliothek der Stadt Wien im Rathaus, die Österreichische Nationalbibliothek Wien.

Außerdem konnte Dettmann mit Nachkommen beziehungsweise Familienangehörigen von Komponisten in Verbindung treten und auf diese Weise zahlreiche ungedruckte, aber auch gedruckte, doch sonst kaum überlieferte Vertonungen ermitteln.

Die Namen der allermeisten Schöpfer von Lienhard-Vertonungen dürften selbst den Musikfreunden nichts sagen. Nur zwei wirklich sehr bedeutende Komponisten befinden sich darunter: Waldemar von

Baußnern (1866–1931), der allerdings trotz des Rangs seiner Werke, zu denen mehrere Sinfonien gehören, heute ebenfalls nur wenigen bekannt ist, und als bedeutendster der mit dem Straßburger Musikleben über ein Jahrzehnt hinweg, von 1907 bis 1918, eng verbundene Hans Pfitzner (1869–1949), der Lienhards Gedicht „Abendrot“ vertont hat (op. 24 Nr. 4). Dieses Klavierlied dürfte die einzige Lienhard-Vertonung sein, die heute, und zwar im Rahmen von Liederabenden – um diese Gattung innerhalb der Musikpflege steht es ebenfalls mehr und mehr schlecht –, noch ab und zu erklingt. Doch auch Pfitzners Schaffen wird aus außermusikalischen, politisch-ideologischen Gründen zurückgedrängt und verschwindet aus dem „Musikbetrieb“. Das Erliegen der Tätigkeit der Hans-Pfitzner-Gesellschaft ist dafür ein trauriges Zeichen.

Sehr viel weniger bekannt sind die Komponisten und Musikpädagogen Walter Rein (1893–1955) und Karl Marx (1897–1985). In alten Schulliederbüchern waren beide häufig vertreten, so in dem in meiner Schulzeit benutzten „Bayerischen Liederbuch“ (1956 vom bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus zugelassen). Darin ist Karl Marx als Komponist oder Bearbeiter zwölfmal, Walter Rein dreimal genannt. Die Verwendung dieses oder ähnlicher Liederbücher im Musikunterricht hätte heute für den Lehrer die sofortige Entlassung zur Folge. Daran ersieht man die Rücksichtslosigkeit und Gründlichkeit der bolschewistischen Kulturrevolution, die seitdem über Deutschland hinweggegangen ist.

Die Komponistin Luise Greger (1862–1944) wird seit geraumer Zeit im Zuge des politisch geförderten Feminismus und einer „feministischen“ Musikwissenschaft wieder stärker gewürdigt.

Die Namen der übrigen klingen allenfalls örtlich noch nach, so die der Elsässer Marie-Joseph Erb (1858–1944) und Josef Simon (1881–1940). In Weimar wissen manche, daß der 1931 jung verstorbene Friedrich Martin (1888–1931) ein in der Stadt geschätzter Kirchenmusiker und Organist gewesen ist.

Außerdem konnte Dettmann ermitteln, daß mindest 29 weitere Komponisten Lienhard-Texte vertont haben oder sich von solchen zu Kompositionen anregen ließen. Doch von den Werken dieser 29 Musiker waren die

Partituren entweder nicht zu beschaffen oder konnten wegen des Umfangs nicht wiedergegeben werden, so die Partitur der Musik, die Karl Eduard Goepfert (1859–1942) 1906 für die Weimarer Erstaufführung des Dramas „Wieland der Schmied“ schuf, und die Partitur der von diesem Werk angeregten sinfonischen Dichtung von Leopold van der Pals. Da von dieser vor einigen Jahren mit einem finnischen Orchester eine Einspielung erfolgt ist, ist zwingend davon auszugehen, daß die Partitur erhalten ist. Wo sie vorhanden ist, konnte Dettmann offenbar nicht herausfinden. Bei der Vorstellung der Komponisten, deren Vertonungen nicht wiedergegeben werden, muß sich Dettmann mit der Abbildung von Porträtfotografien und von handschriftlichen Briefen sowie von Nachweisen aus Verlagskatalogen begnügen.

Kennern der Musikgeschichte sagen die Namen von zwei weiteren Musikern, deren Vertonungen Dettmann ermittelt hat, etwas. Diese sind jedoch nicht in erster Linie als Komponisten hervorgetreten. Hermann Grabner (1886–1969) ist bis heute als hervorragender Musikwissenschaftler bekannt, nicht als Komponist. Von Carl Schuricht (1880–1967) wissen zumindest die Älteren als von einem seinerzeit hochgeschätzten Dirigenten. Er war mehr als zwei Jahrzehnte Generalmusikdirektor in Wiesbaden und gastierte nach dem 2. Weltkrieg weltweit mit bedeutenden Orchestern. Daß er nebenbei auch komponiert hat, spielt für seinen Nachruhm keine Rolle.

Nicht nur deutsche Musiker haben sich von Lienhard anregen lassen. Außer den Niederländerinnen Jeanne van der Haar-Böttger (1882–1954) und Bertha Tideman-Wijers (1887–1976) und ihrem Landsmann Jan Stuten (1890–1948) ist der Slowene Marij Kogoj zu nennen (1892–1956).

Neben sehr komplexen, spieltechnisch schwierigen Partituren steht auch Simples, etwa ein achttaktiger Kanon von Lothar Brandes (1927–2018) und die schlicht gehaltene Vertonung des Gedichts „Wie eine Blume in milder Nacht“ durch Hans Georg Kretzschmer (1839–1910), das Kogoj in satztechnischer und harmonischer Hinsicht musikalisch viel reicher gedeutet hat. Daß in dem Buch hinsichtlich der Qualität so Unterschiedliches versammelt ist, stellt die Folge

des Bestrebens nach möglichst vollständiger Erfassung der Vertonungen dar. Auch die Vertonung eines Gedichts aus dem Schauspiel „Gottfried von Straßburg“, die Friedrich Martin geschaffen hat, scheint erstaunlich schlicht, zumal wenn man bedenkt, daß sie ein Berufsmusiker geschaffen hat. Gleiches gilt für die Lieder von Helene M. Petersen-Vietor (1877–1966) und für den sehr banalen Chorsatz, den der methodistische Prediger August Gottlieb Rücker (1871–1952) zu dem Gedicht „Abendrot“ geschaffen hat, wodurch er den Vergleich mit Pfitzner wagte. Daß die von einer Dilettantin, Henny Otto (1904–1995), geschriebenen kurzen einstimmigen Melodien aufgenommen sind, verdankt sich ebenso dem Ziel, möglichst allen Vertonungen auf die Spur zu kommen und so viel wie möglich davon auch bildlich wiederzugeben. Da das Andenken an Lienhard nach 1945 sehr rasch verblaßt ist, erstaunt es um so mehr, daß auch nach diesem Jahre Lienhard-Texte vertont worden sind. Der niederbayerische Volksschullehrer und eifrige Komponist Max Müllbauer (1905–19196) – vor allem Schöpfer von Kirchenmusik – hat sich noch um 1970 von Texten Lienhards anregen lassen. Er vertonte unter anderem das Gedicht „Abendrot“, das auch Pfitzner in Musik gesetzt hat. Müllbauers Klaviersatz ist einfacher als der Pfitznersche, die Führung der Singstimme allerdings nicht leicht. Ein genauer Vergleich mit der 60 Jahre älteren Komposition wäre lohnend. Auch die Vertonung des „Waldgrußes“ für Männerchor und vier Hörner durch Gustav Adolf Schlemm (1902–1987) und der von dem sudetendeutschen Kirchenmusiker Willibald Görl (1909–1987) geschaffene einfache Männerchorsatz auf das Gedicht „Ich weiß ein Dörfchen“ sind erst nach 1945 entstanden. Erstaunlich sind die zwei ebenfalls erst nach 1945 geschaffenen Lieder des aus Basel stammenden Emil Himmelsbach (1914–1984). Sie sprengen die Dur-Moll-Tonalität und sind, ohne den strengen Regeln der Dodekaphonie zu folgen, zwölftönig angelegt. In der Vertonung des Gedichtes „St. Odilia“ hat die Singstimme, wenn sie im zehnten Takt angelangt ist, alle zwölf Töne der Oktave bereits einmal gesungen. Interessant ist es, anhand der Dettmannschen Zusammenstellung

festzustellen, inwieweit elsässische Landsleute von Lienhard unter den Komponisten vertreten sind. Vom Elsaß ist Lienhard ausgegangen, als Elsässer wurde er immer wahrgenommen, und obwohl er viele Jahre, zumal die Jahre von 1915 bis zu seinem Tode, in Thüringen gelebt hat und dort, wo in Eisenach noch heute sein Grab erhalten ist, auch gestorben ist, hat er sich stets bewußt als Elsässer gefühlt. Das Elsaß, seine Geschichte, seine Kultur, hat viele seiner Werke angeregt. Und so ist es nicht erstaunlich, daß diese auch bei elsässischen oder im Elsaß lebenden Musikern auf Widerhall stießen. Zu diesen gehörte Marie-Joseph Erb, 1858 in Straßburg geboren, 1944 in Andlau verstorben, der Colmarer Ferdinand Maurer (1884–1948) (S. 276–294), der evangelische Pfarrer Johannes Müller, 1894 in Wasselnheim geboren und 1957 in Straßburg gestorben. Eine wichtige Rolle im elsässischen Musikleben spielte der 1881 im Sundgau geborene Josef Simon. In Abstimmung mit dem Dichter schrieb er 1910 bis 1912 – wie einige zuvor Goepfert in Weimar – eine Bühnenmusik zu Lienhards Drama „Wieland der Schmied“. Die Musik erklang erstmals am 22. November 1912 bei der Straßburger Erstaufführung des Dramas durch das dortige Stadttheater. Die musikalische Leitung hatte Ernst Münch. Die Partitur ist offensichtlich nicht erhalten. Im Nachlaß von Simon, der in der Humanistenbibliothek zu Schlettstadt (nicht Colmar, wie Dettmann auf Seite 409 versehentlich schreibt) verwahrt wird, befindet sie sich nicht. Simon setzte sich auch nach 1919 für die sprachlichen und kulturellen Wurzeln des Elsaß ein und hatte deshalb viele Zurücksetzungen hinzunehmen. Das steigerte sich nach dem September 1939 zu einer wahren Verfolgung. Simon starb am 11. Juni 1940 in Colmar. Die zwei nur handschriftlich überlieferten Vertonungen von Lienhard-Gedichten, die der 1861 bei Zabern geborene und 1919 in Metz, wo er als Lehrer gewirkt hatte, verstorbene Michel Zurluth geschaffen hat, lassen eine einfachere Machart erkennen. Ein Brief Zurluths vom 28. Juli 1911, aus Metz an Lienhard nach Straßburg gerichtet, ist bildlich wiedergegeben (S. 487 f.). Daraus seien einige bemerkenswerte Zeilen zitiert: „Auch ein

Lied ans Vaterland wäre mir noch recht angenehm, so daß der erste Dichter unseres schönen Heimatlandes auch quantitativ mein Büchlein heben würde. Vielleicht haben Sie ein Lied, das Rhein und Mosel etwas verbrüderet – was nottut. Trotz feuriger Liebe zur Geburtsscholle glaube ich doch, daß große gemeinsame Punkte mehr und mehr am Platze sind. Interessieren dürfte Sie, daß Lienhard in meinem Heimatdorf St. Johann (im Kraut) bei Zabern einen Kreis Verehrer hat und ich im Druidenkreis unserer ‚Jungstubb‘ selbst die ‚weiße Blume‘ und die übrigen Fahrten vorlas!“ Zurluth, Elsässer, der im lothringischen Metz lebte, wünschte sich also eine stärkere innere Verbindung der beiden recht ungleichartigen im Reichsland vereinigten Gebiete. Dazu sollte Lienhard mit einem Gedicht beitragen, das Zurluth dann vertonen würde. Zurluths Wunsch blieb unerfüllt. Ob der 1887 in Colmar geborene und 1970 in Gladbeck gestorbene Hans Wiltberger Altelsässer oder ein Sohn von „Altdeutschen“ – sein Vater war kaiserlicher Musikdirektor in Colmar – war, das geht aus dem bei Dettmann wiedergegebenen Artikel des „Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne“ nicht hervor. Er hat am Straßburger Konservatorium bei Marie-Joseph Erb und Hans Pfitzner studiert. Ab 1907 war er Lehrer im oberelsässischen Winzenheim. Nach dem 1. Weltkrieg hat er das Elsaß verlassen. Er schuf vor allem Kirchenmusik, und als sein Hauptwerk gilt die 1936 entstandene Odilienmesse. Auch unter den Musikern, deren Partituren nicht auffindbar waren oder wegen des Umfangs nicht wiedergegeben werden konnten, befindet sich ein Elsässer, der Straßburger Carl Reysz (1889–1968). Er war mit Josef Simon von 1934 bis 1939 Leiter der Singwochen des Erwin-von-Steinbach-Bundes. Eine von ihm geschaffene Vertonung eines Lienhard-Gedichtes erklang 1965 in Straßburg bei einer Feier zur 100. Wiederkehr von Lienhards Geburtstag. Die Partitur ist nicht erhalten. Bruno Hilpert (1850–1916) war zwar kein Elsässer, doch hat er fast zwanzig Jahre, von 1878 bis 1897, den Straßburger Männergesangsverein geleitet. Angeblich wurde das 1903 eingeweihte Heim dieses Vereins deshalb „Sängerhaus“ genannt, weil damit eine Anspielung auf Hilperths Geburtsort Sanger-

hausen beabsichtigt war.

Auf den Seiten 15 bis 17 stellt Dettmann übersichtlich zusammen, welche Gedichte von welchen Musikern vertont worden sind. Und da wird deutlich, daß mit je 17 Vertonungen das Gedicht „Die innere Stadt“ und das Gedicht „Glaube“ an der Spitze stehen. Es folgen „Waldgruß“ (9 Vertonungen) und mit je 7 Vertonungen „Abendrot“ und „Ich weiß ein Dörfchen“ (aus den „Wasgaufahrten“). Die weiteren 65 Vertonungen verteilen sich auf 48 andere Texte.

Auf den Seiten 21 bis 31 wird ein Überblick über die dem Verfasser bekannt gewordenen Lienhard-Feiern geboten. Er führt 14 Feierstunden auf. Natürlich hat es deren noch viel mehr gegeben. Vor allem aus Anlaß des 50. und des 60. Geburtstages und nach dem Ableben Lienhards fanden deutschlandweit Veranstaltungen statt. Aus Anlaß des 50. Geburtstages ehrten in Straßburg Freunde und Verehrer den Dichter sogar durch mehrere Feiern, darunter eine im „Fürstenhof“, bei der Hans Pfitzner Lienhard-Vertonungen, darunter sein eigenes Lied „Abendrot“, am Klavier begleitete, und eine Festaufführung von „Odysseus auf Ithaka“ in Beisein des Dichters. Das städtische Orchester unter Pfitzner leitete die Aufführung mit der Ouvertüre zu „Ödipus“ von Max von Schillings ein und spielte auch die von Erb komponierte Bühnenmusik zu „Odysseus“. Hinterher fand ein geselliges Beisammensein im Roten Haus statt, bei dem Georg Wolfram, der Direktor der Landesbibliothek, Pfarrer Karl Hackenschmidt, Bürgermeister Rudolf Schwander und der Rektor der Kaiser-Wilhelms-Universität, Schwarz, ehrende Worte auf den Jubilar sprachen.

Eine Gedenkfeier zum 100. Geburtstag Lienhards wurde am 3. Oktober 1965 auf der Burg Stettenfels bei Heilbronn, die sich damals im Eigentum von Dr. Fritz Spieser befand, veranstaltet. Leider schreibt Dettmann nicht, wer diese – vorerst? – letzte Lienhard-Feierstunde veranlaßt und nach außen verantwortet hat. Vermutlich war es die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin-von-Steinbach-Stiftung.

Im Elsaß fanden nach 1919 noch zwei Lienhard-Feiern statt. Nach Lienhards Tod im Jahre 1929 veranstaltete die Argentina im Gebäude des Konservatoriums, dem vormaligen Ge-

bäude des elsäß-lothringischen Landtages, eine Gedenkstunde, in der u. a. Pfitzners op. 24 Nr. 4 („Abendrot“) erklang. Und aus Anlaß des 100. Geburtstages gedachten die „Freunde von Friedrich Lienhard“ in der Straßburger „Argentina“ am 16. September 1965 im Straßburger Hotel „Pax“ des Dichters. Wiederum erklang die Pfitzner-Vertonung. Sie dürfte in der Tat langfristig das einzige von Lienhard angeregte Musikstück bleiben, das Aussicht hat, in der Öffentlichkeit zu erklingen.

Natürlich wäre zu wünschen, daß das entsagungsvoll zusammengestellte Werk Jürgen Dettmanns ausübende Musiker anrege, der musikliebenden Öffentlichkeit auch andere Vertonungen vorzustellen, etwa die Vertonungen von Schuricht. Große Hoffnungen darf man sich nicht machen, die Entwicklung geht eher in eine andere Richtung – nach unten.

Jürgen Dettmann hat mit dem umfangreichen Buch ein Werk vorgelegt, das von großem Fleiß und gründlicher Arbeitsweise Zeugnis abgibt. Kleinere sachliche Fehler fallen demgegenüber kaum ins Gewicht. So heißt der ungarische Musiker, der sich von Lienhards „Münchhausen“ zu einem Csárdás anregen ließ, nicht Halmay Kázmér, sondern Kázmér (Kasimir) Halmay (geboren 1863) (S. 19). Und der in dem Brief Josef Simons vom 3. September 1910 erwähnte „Freund Scherer“ (S. 414) ist nicht der berühmte Germanist Wilhelm Scherer, der in der neugegründeten Kaiser-Wilhelms-Universität einige Jahre lang einen germanistischen Lehrstuhl innegehabt hatte, aber schon 1886 verstorben war. Der 1872 geborene Stefan Roitz, von Beruf Jurist, doch nebenher auch komponierend, stammte mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht aus einem kärntnerischen Wippach, sondern aus der Südsteiermark.

Möge das Buch in die Hände vieler gelangen, vor allem in die Hände von Literaturwissenschaftlern, Musikwissenschaftlern und ausübenden Musikern! Und möge es auch im Elsaß weithin bekannt werden und dort die Erinnerung an Friedrich Lienhard wiederbeleben!

Dr. Rudolf Benl

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:

Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:

Dr. Rudolf Benl
Gustav-Freytag-Straße 10 b
99096 Erfurt, Deutschland
Telefon: (0361) 3 45 65 78
E-Post: rudolfbenl@online.de

Sonderkonto:

Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Mittelthüringen
IBAN: DE84 8205 1000 0163 0748 28
SWIFT-BIC: HELADEF1WEM

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:

Erpha Media, Erfurt

Druck:

Turtschan Werbetechnik
Bergrat-Voigt-Straße 22
99087 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Weihbischof Vuillemin von der Diözese Metz verabschiedet

Jean-Pierre Vuillemin, bisher Weihbischof der Diözese Metz, wurde am 14. Mai 2023 im Dom zu Metz mit einem Pontifikalamt von der Diözese verabschiedet. Er war am 3. April 2023 zum Bischof von Le Mans ernannt worden.



Jean-Pierre Vuillemin wurde am 21. Januar 1967 am Rande der Vogesen in Rambervillers geboren und studierte am interdiözesanen Priesterseminar von Lothringen. (Foto: Fredamas)

Priesterseminare in Frankreich

In Frankreich gibt es noch 13 von Diözesen unterhaltene Priesterseminare. Auf dem Gebiet des früheren Elsaß-Lothringen besteht nur das Seminar in Straßburg. Von den 13 Seminaren sind nur vier (Paris, Versailles, Toulon und Bayonne) wirklich diözesane Seminare, die anderen sind interdiözesane, sind also für mindestens zwei oder auch mehr Diözesen zuständig. Darüber hinaus gibt es 9 mit einer religiösen Gemeinschaft verbundene Priesterseminare, darunter eines in Straßburg. Dieses bildet wie entsprechende Seminare in Avignon, Bayonne, Montpellier und Toulon für den neokatechumenalen Weg aus. (Quelle: riposte-catholique.fr vom 1. Dezember 2023)

Veillées pour la vie im Elsaß



Im Dezember 2023 fanden in Hinblick auf die Diskussion über die „constitutionnalisation“ eines „Rechts auf Abtreibung“ in ganz Frankreich Gebetswachen statt. Am 2. Dezember wurden solche in der Josephskirche zu Colmar (Foto: Michielverbeek), in der Ludwigskirche zu Straßburg und in Odern abgehalten, am 15. Dezember fand eine Gebetswache in Jung St. Peter-Sacré Cœur zu Straßburg statt. Schon am 30. November 2023 war eine Gebetswache in der Kirche St. Thérèse in Metz durchgeführt worden. Dabei war es angesichts des Krieges in der Ukraine und in Palästina auch um die Wiederherstellung des Friedens gegangen.

Priesterweihen in Straßburg und Metz

Am 25. Juni 2023 sind im Straßburger Münster zwei Priester geweiht worden: Efrain de la Rosa Alaniz, ein Mexikaner, und Isacco Geronzi, der aus dem schweizerischen Kanton Tessin stammt. Die Weihe vollzog aufgrund der an der Spitze der Diözese Straßburg bestehenden Verhältnisse der emeritierte Erzbischof von Dijon, Roland Minnerath, der aus Saargemünd stammt. Am gleichen Tage weihte der Metzter Bischof Ballot im dortigen Dom Antoine Dan Loi Nguyen zum Priester und spendete Alexandre Jaeck die Diakonsweihe in Hinblick auf die spätere Priesterweihe. (Quelle: riposte-catholique.fr vom 27. Juni 2023)

Neujahrsnacht im lothringisch-saarländischen Grenzgebiet

Die Neujahrsnacht 2023/2024 war in der „cité“ von Behren bei Forbach bewegt, doch weniger unruhig als in einigen Vorjahren, in denen es zum Aufruhr und zu direkten Zustößen mit den Ordnungskräften gekommen war. Unter dem Kommando von Capitaine Benoît Vautrin von der Gendarmeriekompanie von Saargemünd waren etwa 40 Polizisten in der cité aufgezo-gen, vor allem um die Feuerwehreinsätze zu sichern, die notwendig waren, weil mehrere Fahrzeuge angezündet worden waren. Später wurden Mülleimer angezündet und, vor allem auf dem Platz Jean Moulin, Feuerwerkskörper gezündet, doch nicht gegen die Ordnungskräfte gerichtet. In Behren waren schon 1999 mehr als die Hälfte der Jugendlichen unter 18 Jahren „d'ascendance étrangère, dont 41 % maghrébine“. In Creutzwald wurden in dieser Nacht in der Cité Maroc ein Auto angezündet. Am Abend zielten im quartier Garang etwa zehn Personen mit Feuerwerkskörpern auf eine Gendarmeriestreife. Drei Minderjährige wurden festgenommen. Der französische Innenminister Darmanin gab am 1. Januar 2024 bekannt, daß in ganz Frankreich in der Vornacht 745 Kraftfahrzeuge angezündet worden seien. (Quelle: Républicain Lorrain)

Auseinandersetzungen vor dem Metzter Dom

Nachdem am 4. März 2024 das „Recht auf Abtreibung“ in die Verfassung der französischen Republik aufgenommen worden war, versammelten sich in der Kathedrale zu Metz Gläubige zu einem Sühnerosenkranzgebet. Als diese den Dom verließen, kam es zu Auseinandersetzungen mit Mitgliedern der Antifa, die vor dem Dom aufgezo-gen waren. Die Antifanten störten sich vor allem an den Fahnen, von denen eine das Herz Jesu darstellte. Es kam zu drei Verhaftungen. (Quelle: riposte-catholique.fr vom 10. März 2024)